Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 21 — Leipzig, den 24. Mai — 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Heilsgewißheit: 5 — Giebt es religionslose Sittlichkeit? 3. Religiöse Sittlichkeit (Erste Hälfte) — Ein neues Evangelium — Die Botschaft Tolstois: 9. Krieg und Frieden — Allgemeine Ehrennotwehr gegen Aeußerungen des Geistlichen im Gottesdienste? — Der fünfte Evangelisch-soziale Kongreß: 1 — Anzeigen

Heilsgewißheit

5

Dafür halte uns jedermann, nämlich für Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse. 1. Kor. 4, 1.

Wie kann aus den besondern Lebensführungen, auf die wir zu Pfingsten hingewiesen, eine stetige Heilsgewißheit erwachsen, da sie doch ihrer Natur nach vorübergehend sind? Werden wir wirklich auf diesem Wege über ein Christentum gesegneter, aber flüchtiger Stunden, über ein bloßes Gefühlschristentum hinauskommen? Und läßt sich von unsrer Seite gar nichts dazu thun? Müssen wir uns in Sachen der Heilsgewißheit immerdar leidend verhalten? Das sind einige der Fragen, die den nachdenkenden Leser gewiß mit uns bewegen, und die der Beantwortung wert sind, ehe wir unsre bisherigen Betrachtungen zu Ende führen.

Was die erste Frage anlangt, so erinnern wir daran, was wir von der Kraft der Gemeinschaft gesagt haben. Ein Gefühlschristentum unsteter, unlauterer Art wird überall da nicht aufkommen können, wo man sich durch die Erfahrungen des Lebens in die Gemeinschaft des Wortes und Sakramentes, in die Gemeinschaft der Gläubigen treiben läßt. Aber wir haben noch eine andre Antwort, die wir suchenden Seelen ans Herz legen möchten, und die wir im Bilde geben.

Wenn man über den Bodensee fährt, sucht man vergebens nach einer Spur des jungen Rheines, der sich am Südostufer in die Fluten des schwäbischen Meeres ergießt. Und doch geht der Rhein nicht in den Gewässern verloren, sondern bricht bei Konstanz hervor, nimmt seinen Lauf in erweitertem Flußbett und wächst unter dem Andrang der Nebenflüsse zu Deutschlands schönstem Strom. Gleiches gilt von dem innern Lebensgang eines Christen. Die Heilsgewißheit quillt aus Gottes Quellengründen zu seiner Zeit hervor und füllt das vertrocknende Flußbett der Seele mit frischem Wasser. Dann aber tritt sie wohl auf eine Weile zurück, verbirgt sich, taucht in der breiten See der Alltäglichkeit unter, sodaß man ihrer kaum noch gewahr wird, geht aber doch nicht verloren, sondern bildet eine kräftige Unterströmung, bereit, ans Licht zu treten und muntern Laufes fortzurinnen. Wir glauben von wohlbekannten Dingen zu reden, die jeder Christ aus seiner Erfahrung und aus der Beobachtung andrer bestätigen wird. Und hierin liegt das bei allem Wechsel der Strömungen sich gleich Bleibende in der Heilsgewißheit.

Der Apostel spricht von Haushaltern über Gottes Geheimnisse. Er meint damit das öffentliche Amt, das Amt der Verkündigung in der Gemeinde. Aber es giebt auch ein Amt an uns selbst, es giebt einen Haushalt über die Geheimnisse, die der einzelnen Seele zugedacht sind, es giebt eine Oekonomie des innern Lebens, die ebenso wichtig ist wie eine gute Wirtschaftsführung. In diese Oekonomie wollen wir uns einleben, wollen ihre Ordnungen verstehen lernen und ihre Segnungen ausnützen. Dann werden wir begreifen, warum es ebenso unmöglich, wie ungebührlich ist, von der christlichen Heilsgewißheit zu erwarten, daß sie zu einem immerwährenden Gloria und lauten Halleluja führen müsse. Saure Wochen, frohe Feste, so im Weltlichen, so im Geistlichen. Nicht alle Tage kann die Reise hinauf zum Berge der Verklärung gehen. Genug, wenn das Zeugnis des göttlichen Geistes eine Macht in der Seele geworden ist, die unsichtbar und öfters unmerklich ihr stilles Werk an uns verrichtet, jetzt mitten in der Arbeit als Gebetshauch hervorbricht, jetzt nach gethaner Arbeit zum Lobeopfer antreibt, jetzt im Kampf des Lebens den Mut beflügelt, jetzt im Frieden des häuslichen Kreises zu Sammlung und Einkehr führt. So wird auch das Wort zu verstehen sein: Betet ohne Unterlaß. Das Gebet ein verborgner Zug der Seele, ohne immerwährendes Händefalten und Bewegung der Lippen, aber lebendig und wirksam. Unser Gott will sparsame Haushalter haben, die auch die Brocken sammeln.

Zum guten Haushalt gehört der Etat, oder das, was die Kaufleute die Inventur nennen, mit einem Wort: Ueberblick über das Ganze und Große. Wir nennen es eine üble Gewohnheit, wenn Christen durchaus an dem hängen bleiben, was das Gestern und Heute, was der Augenblick darbietet, anstatt einen größern Zeitraum, etliche Monate, ein Jahr ins Auge zu fassen und Ueberschau zu halten. Hielten wir öfters Ueberschau, wir würden dankbarer die Fortschritte erkennen, die Gottes Güte uns beschert hat. Welch eine Freude, zu sehen, daß das Gottvertrauen widerstandsfähiger, die Geduld ausdauernder, die Dankbarkeit herzlicher geworden ist! Welch eine Freude, sich sagen zu dürfen, daß wir aus der Verwirrung der weltlichen Dinge leichter den Weg zur Gemeinschaft Gottes finden! Welch eine Freude, diese Fortschritte des Glaubenslebens bestätigt zu sehen durch kräftigeres Wachstum in der Heiligung, durch freiere Hinwendung zum Guten, durch größere Willigkeit dienender Liebe! Etwas von Fortschritt wird jeder an sich wahrnehmen, so gewiß wir einen barmherzigen Gott haben, der das Flehen der Seinen erhört. Wer es leugnete, ernstlich, beharrlich leugnete, der müßte nie gläubig gebetet haben, der müßte krank am Herzen oder am Willen verdorben sein. Für ihn gäbe es keine Frage nach Heilsgewißheit, und wenn er sie dennoch stellte, keine zutreffende Antwort, es sei denn die des Hebräerbriefes: Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht.

Damit ist schon gesagt, daß wir doch auch etwas thun können, um unsers Heils gewiß zu werden. Ein guter Haushalter hält zusammen, was er hat, und nimmt sich selbst in Zucht. Von der Zucht, die in einem Hauswesen geübt wird, hängt sein Gedeihen ab. Der Siegeszug der deutschen Heere ist der Straffheit der Disziplin zu verdanken gewesen. Seid männlich und seid stark! Seid tapfer! Tapferkeit besteht vor allem darin, die Kraft des Gegners nicht zu überschätzen, nur weil er laute Trommeln rührt. Wenn irgend ein Uebel, eine Anfechtung sich unsrer Hütte naht, so wollen wir ihr getrost

ins Auge schauen und mit Gott zugreifen, ob nicht ihre Gewalt sich als eitel Blendwerk erweist. Im Licht der Ewigkeit gesehen wird es uns zur Beschämung gereichen, daß wir uns zeitlebens haben durch so viele Dinge erschrecken lassen, die nur unsrer verweichlichten Einbildungskraft als bedenklich und gefährlich erscheinen konnten. Viel thut dabei das Temperament. Schwere Gemüter haben es schwer, das innere Gleichgewicht zu finden, leichtere haben es leicht. Man muß sich in dieser Beziehung kennen lernen, seine Schwächen, seine verwundbaren Stellen, um sie dem Angriff nicht allzusehr auszusetzen. Man muß wissen, wie schnell Witterung und Windrichtung in den untern Regionen der Seele wechseln, ohne daß der Wechsel auch die obern zu betreffen braucht. Die „Schwindelstunden, die Satanas erfunden," gehen vorüber; man kann sie nicht übersehen, man soll sie aber als das ansehen, was sie sind, und des nächsten Stundenschlags harren.

Die Jünger baten einst Jesum: Herr, stärke uns den Glauben. Seine Antwort hat etwas Auffallendes. Er sagt nicht: ja, ich will es thun, ich will euch Mittel der Stärkung geben, sondern er spricht: Wenn ihr Glauben habt als ein Senfkorn und sagt zu diesem Maulbeerbaum: Reiße dich aus und versetze dich ins Meer! so wird er euch gehorsam sein. Wenn ihr Glauben habt. Und ihr habt Glauben. Versucht es nur. Gewiß, ihr habt Glauben, ihr sollt davon nur Erfahrung machen. Welch eine treffliche Oekonomie des größten aller Haushalter! Welch eine gütige Disziplin des treuesten aller Herren! Sch

---

Giebt es religionslose Sittlichkeit?

3. Religiöse Sittlichkeit (Erste Hälfte*)

Echte Sittlichkeit kann nicht religionslos sein, weil sie immer die Ueberzeugung voraussetzt, daß die Welt und der Mensch eine übernatürliche sittliche Bestimmung haben, diese Ueberzeugung aber nicht auf unsrer Welterkenntnis beruht, sondern religiöser Natur ist; dieses Resultat des vorigen Artikels (vgl. Nr. 14) erschöpft nach unsrer Auffassung keineswegs die Bedeutung der Religion für die Sittlichkeit; wir beschränkten uns aber auf die Hervorhebung dieses einen Gedankengangs, weil, wie wir meinen, auch die, die sonst nichts von der Religion wissen wollen, seine Stichhaltigkeit anerkennen müssen, wenn anders sie unsre Auffassung vom Wesen echter Sittlichkeit teilen.

Von dieser Seite wird man uns nun entgegenhalten: ja, wenn ihr meine Anerkennung einer moralischen Weltordnung, der einzuordnen ich mich verpflichtet fühle, bereits religiös nennen wollt, so thut es meinethalben; jedenfalls will und brauche ich zur Ausübung meiner Sittlichkeit, abgesehen von dieser von euch als religiös bezeichneten Voraussetzung, im übrigen keine Religion, weder ihren Rat, noch ihre Hilfe und Unterstützung, noch ihren Lohn. Wenn also meine Sittlichkeit nach eurer Ansicht auch nicht religionslos ist, so ist sie doch jedenfalls nichtreligiös.

Was antworten wir? — Wir bestreiten die Möglichkeit einer solchen nichtreligiösen Sittlichkeit keineswegs, aber wir behaupten, daß die von der Religion befruchtete Sittlichkeit jener andern weit überlegen ist. Der Fragestellung unsers Aufsatzes entsprechend sollen im Folgenden Wesen und Erscheinung der religiösen Sittlichkeit keineswegs erschöpfend behandelt, sondern nur ihre Vorzüge vor der nichtreligiösen ans Licht gestellt werden.

Es kann nicht bestritten werden, daß der Glaube an eine moralische Weltordnung, der die Voraussetzung aller echten Sittlichkeit ist, auch bei Menschen vorkommt, die sonst nichts von Religion wissen wollen; es mag hier unerörtert bleiben, ob wir in diesem Glauben den letzten Rest entschwundner wirklicher Religion oder aber ein Stück der sogenannten natürlichen Religion zu erblicken haben. Das, worauf es hier ankommt, ist, daß dieser Glaube fest und unerschütterlich sein muß, auch dann, wenn das Sittengesetz große Opfer von uns fordert, auch dann, wenn die Thatsachen an der Realität einer höhern Gerechtigkeit zweifeln machen; denn sobald dieser Glaube wankt, kommt auch

*) Vgl. Nr. 13 und 14.

die unbedingte Verbindlichkeit des Sittengesetzes für uns ins Schwanken. Wir behaupten nun, daß es zwar auch ohne Religion nicht unmöglich ist, an diesem Glauben festzuhalten, daß aber erst durch die Religion seine unerschütterliche Festigkeit verbürgt ist.

Solange die Lebenserfahrungen der eignen sittlichen Anstrengung einigermaßen entsprechen, solange ein freundliches Geschick meine Entsagung und Selbstverleugnung mit Erfolg und Lohn krönt, ist es nicht schwer, an jenem Glauben festzuhalten. Selbst kleine Enttäuschungen werden dieses Vertrauen nicht beirren, werden den Mut nicht brechen, sondern reizen, solange Jugendmut und Jugendkraft im Ueberschuß vorhanden sind.

Wie aber, wenn das Leben eine Kette von Enttäuschungen und Leiden wird? wenn Unglück und Uebel, Schlag auf Schlag, über den Menschen hereinbrechen? wenn unsre Opfer mißdeutet, unsre Leistungen verkannt, unsre Nächsten, die sittlich zu fördern unser höchstes Streben war, uns durch den Tod entrissen werden? wenn der Mensch nach einem Leben voll treuer sittlicher Pflichterfüllung und selbstloser Entsagung als aller Mühe Lohn und Preis den schnöden Undank der Welt erfährt, während er vielleicht den Nachbar, der sich nie um seine sittliche Pflicht gekümmert, sondern des Lebens Freuden nach Möglichkeit genossen hat, glücklich und erfolgreich sieht? Was wird da aus dem Glauben an eine höhere Gerechtigkeit?

So spitzt sich die Frage nach der Festigkeit des Glaubens an eine moralische Weltordnung zu der andern zu: wie trägt der sittliche Mensch die Uebel, die ihn treffen?

Hier scheiden sich die Wege des religiösen und des nichtreligiösen Menschen.

Nicht als ob wir es für unmöglich hielten, daß auch der nichtreligiöse trotz allen trüben Erfahrungen an jenem Glauben und seiner Pflicht festhalten könnte! Viele freilich werden der Trübsal auf die Dauer nicht standhalten, an der Realität einer höhern Gerechtigkeit verzweifeln, den Gehorsam gegen ein vermeintliches Sittengesetz als thörichte Illusion wegwerfen und entweder sich dumpfer Verzweiflung über ihr verfehltes Leben hingeben oder aber versuchen, fortan wenigstens ihr Leben noch so angenehm und genußreich als eben möglich zu gestalten. Aber daneben giebt es zweifellos eiserne Charaktere, die sich durch Enttäuschungen ebenso wenig wie durch Verlockungen der Welt vom Pfade der Pflicht ablenken lassen, sondern an ihr mit stoischer Unerschütterlichkeit festhalten, trotz Trübsal, Mißerfolgen und Unglück, wie eine Eiche dem Sturme trotzend.

Ein wirklich religiöser Mensch aber ist in jedem Falle gegen alles über ihm sich auftürmende Unglück, gegen jeden Zweifel an einer moralischen Weltordnung durch seinen religiösen Vorsehungsglauben mit unerschütterlicher Standhaftigkeit gewappnet. Wir haben bisher die Frage nicht berührt, wie sich der Mensch die Instanz, die die sittliche Gerechtigkeit handhabt, vorstellt: ob als ein der Welt immanentes Gesetz oder aber als persönliches Wesen. Das ist aber keineswegs gleichgiltig. Unmöglich ist es ja nicht, sich auf ein Gesetz und seine Macht zu verlassen; aber ganz anders ist das Vertrauen, das man zu einem persönlichen Wesen, mit dem man persönlich verkehrt, dessen liebevoller Fürsorge man gewiß ist, hegt. Von einem Dinge, das mich nicht befriedigt, wende ich mich enttäuscht ab; einer Person, von der ich weiß, daß sie mich liebt, vertraue ich, auch wenn sie nicht nach meinem Gefallen handelt. So lange der Mensch nur an ein Gesetz glaubt, wird er immer wieder versucht sein, in den Weltereignissen nach dessen Bestätigung zu suchen, und eben dadurch ist er nur allzu oft dem Zweifel und der Enttäuschung ausgesetzt. Der Mensch, der sich in Gottes väterlichem Schutz geborgen weiß, braucht nicht erst in äußern Dingen das Dasein einer übernatürlichen Gerechtigkeit zu suchen, sondern ist von vornherein gewiß, daß ihm alles, was Gott schickt, zum Besten dienen muß. In diesem Vertrauen auf Gott besitzt der Fromme einen Schatz, dem gegenüber alle Güter, die er im Gehorsam gegen das Sittengesetz opfern muß, geringwertig sind.

So wäre also der Unterschied zwischen der religiösen und der nichtreligiösen Sittlichkeit nur der, daß von den Anhängern jener alle, von den Vertretern dieser nur ein Teil ihrer sittlichen Aufgabe treu bleiben?

Mit nichten! Sondern der große Unterschied liegt darin, wie der nichtreligiöse und der religiöse Mensch das Uebel ertragen.

Ertragen kann auch der nichtreligiöse Mensch das Unglück, aber siegend zu überwinden vermag es nur der Fromme. Jener trotzt der Welt, durch die er sich nicht von seiner Pflicht abbringen läßt; dieser erlebt in der Ueberwindung der Uebel seine Freiheit, seinen Sieg über die Welt. Jener nimmt das Uebel hin als etwas, was nicht zu ändern ist, dieser dankt Gott für das, was er geschickt hat. Man übersieht gar oft den großen Unterschied zwischen Fatalismus und religiösem Vorsehungsglauben, zwischen Resignation und Geduld. Aber die Resignation, mit der ein Mensch sich ins Unvermeidliche fügt, ein Verhängnis auf sich nimmt, weil es nun einmal unabänderlich ist, meist mit dem Gedanken sich tröstend, daß man sich an alles gewöhnt, daß auch das Schwerste vorübergeht, daß auch die schmerzhafteste Wunde mit der Zeit heilt, — diese Resignation ist etwas ganz andres, als die dankbare Geduld, mit der der Fromme, der steten Fürsorge seines Gottes für ihn gewiß, sein Kreuz trägt. Für ihn ist sein Leid eine Prüfung, durch die sein Gottvertrauen nicht etwa gefährdet, sondern gefestigt wird; weil ihm im Vergleich zu dem höchsten Gute seines unerschütterlichen Glaubens an Gottes liebevolle Fürsorge Gewinn wie Verlust aller Güter dieser Welt gering erscheint, erlebt er eben in der Ueberwindung des Leidens seine Freiheit über die Welt, die er dem Verkehr mit Gott verdankt. Das ist das Geheimnis der Religion, daß der Mensch in der völligen Abhängigkeit von Gott die volle Freiheit über die Welt gewinnt, und daß ihm das, was die Welt als Leid und Uebel meidet, gerade Gelegenheit bietet, seine Herrschaft über die Welt zu erleben. Daher die dem nichtreligiösen Menschen unverständliche Erscheinung, daß der Christ sich seines Kreuzes freut, seinem Gott auch für das Leid, das er zu tragen hat, dankt.

So erlebt der Mensch nur in der religiösen Sittlichkeit die Seligkeit, die aus treuer Pflichterfüllung folgt. Das ist die tiefe Wahrheit, daß die Seligkeit nicht aus den Werken, sondern aus dem Glauben kommt. Wohl kann der Mensch auch ohne Gottvertrauen seine sittliche Pflicht erfüllen; wohl mag auch das Bewußtsein, allen Stürmen zum Trotz am Guten festgehalten zu haben, Befriedigung gewähren; aber immer wird sich damit der Schmerz über die Opfer, die der Mensch seiner Pflicht bringen mußte, verbinden: Freudig, zufrieden, selig wird der sittliche Mensch nur durch die Religion, die ihn frei macht gegenüber Lust und Leid der Welt und ihm ein Gut über alle Güter giebt, sodaß er das Opfer an irdischen Gütern gar nicht empfindet.

Es wird dem Frommen fern liegen, jene nichtreligiöse Sittlichkeit etwa gering zu achten. Dieses Martyrium in der sich aufopfernden Treue gegen die sittliche Forderung ist nicht hoch genug zu würdigen, zumal gegenüber allem grundsatzlosen sittlichen Indifferentismus und aller materialistischen Genußsucht. Trotzdem muß sie als eine unvollkommene Art der Sittlichkeit gelten im Vergleich zu der von der Religion befruchteten; denn nur die Religion verbürgt die Unerschütterlichkeit der Kraft zur Selbstverleugnung, und sie gewährt zugleich die Seligkeit der Kinder Gottes. Die gramdurchfurchten Züge eines Menschen werden immer Achtung und Teilnahme in uns erwecken; reine, herzliche Freude am Anblick vollendeter Menschlichkeit aber erzeugt in uns erst das durch Leiden verklärte, verschönte Antlitz eines Menschen, der nicht vergrämt und verbittert, sondern versöhnt und geläutert aus dem Kampf und Sturm des Lebens hervorgegangen ist. Jhs Wr

---

Ein neues Evangelium

Er ist selig nach Zeugnis der Kirche, mein werter Patron, und er ist auch anbetungswürdig. Aber ich kannte ihn nur aus Bossuets*) glänzender Darstellung und aus den „Fioretti."**) Kennen Sie die

„Fioretti"? Nein. Nun, so eilen Sie gleich in die Nähe von Saint-Sulpice, treten Sie ein in eine katholische Buchhandlung und kaufen Sie das Bändchen! Wenn Sie für zwei Pfennig Poesie im Leibe haben, werden Sie entzückt sein! Es ist ein Juwel in der Litteratur des vierzehnten Jahrhunderts. Niemals hat man im Garten der Legende einen frischern Strauß gepflückt. Und den träumerischen Blumen, die hier auf das Grab des ärmlichen Franziskus gestreut werden, entströmt der süßeste Geruch der Heiligkeit.

So beginnt ein angesehener französischer Schriftsteller in dem Leitartikel einer Pariser Zeitung (Le Journal, 4. Januar 1894) die Besprechung von Paul Sabatiers Vie de Saint François d'Assise. In den überschwänglichsten Tönen wird das Buch angepriesen, und am Schluß der Besprechung zeigt sich ihr Verfasser in dem Maße hingenommen von dem Buche, das er anzeigt, daß er, angesteckt von dessen Begeisterung für den liebenswürdigen Heiligen des sonnigen Umbriens, seinen Artikel in folgende Sätze auslaufen läßt:

Aber ich schließe das Buch mit schwermütigen Gedanken. Wo sind sie, jene Feuerseelen wie Franziskus, jene großen Männer, die nichts als Liebe säeten? Der Glaube, der einst sie erweckte, ist tot. Trotz der umwälzenden Fortschritte der Wissenschaft, trotz des Getöses der Maschinen höre ich von allen Seiten nichts als Worte der Gewaltthätigkeit und des Hasses, und man weiß nicht, was mehr entmutigt, die Herzlosigkeit der gesättigten Reichen, oder die bis zum Aeußersten gereizten Massen der Hungernden. Man schaudert, wenn man daran denkt. Es ist wie düstere Winterzeit... Ach wie schön wäre es, wenn in die Herzen ein Frühling käme, eine Erneuerung der Bruderliebe in die Menschheit! Und die Hand an die Augen legend frage ich den dunkeln Horizont. Aber ich sehe euch nicht kommen, ihr Schwalben, meine Schwestern,*) ihr Frühlingsboten der Hoffnung und der Liebe!

Die Franzosen lieben es, sich begeistern zu lassen, und ihre Sprache hat gar leicht etwas Rhetorisches. Allein nicht Worte nur — Thatsachen rühmen das Buch von Sabatier. Es hat bis jetzt einen buchhändlerischen Erfolg gehabt, der bei einem derartigen Buche — einem wissenschaftlichen Buche, das einem Heiligen gilt, das 540 Seiten stark ist und nicht weniger als 7,50 Franks (6 Mk.) kostet — völlig beispiellos ist. Im Herbst 1893 ist es ausgegeben, im Februar d. J. schenkte mir der Verfasser die sechste Auflage, Mitte April kaufte ich die neunte! Das Buch verdient diesen Beifall. Ich habe wenige geschichtliche Bücher gelesen, die mich in gleicher Weise zu fesseln vermocht haben. Dabei ist seine Sprache überaus durchsichtig und leicht verständlich und, soweit ich zu urteilen vermag, elegant. Ich glaube deshalb, daß viele Leser der Christlichen Welt von dem Lesen des Buches Freude haben würden, und versuche daher für das Buch und seinen Stoff das Interesse unsers Leserkreises anzuregen.**)

---

*) Bischof von Meaux, † 1704.

**) Die „Fioretti di S. Francesco" gehören zu den frühest gedruckten Büchern (Vicenza, 1476). Deutsch sind sie u. a. in Mainz bei Franz Kirchheim erschienen: „St. Franzisci Blütengärtlein, das ist wundersame Thaten und erbauliche Reden des lieben Herrn Sanct Franziscus und etwelcher seiner heiligen Gesellen. Zn deutsch ins Licht gestellt durch Franz Kaulen," 2. Aufl. 1880 (Preis 3 Mk.).

*) So redete Franziskus zu den Vögeln; die ganze Natur ringsum sah er im Licht der Vaterliebe Gottes. Selbst von dem Tode singt er in seinem Liede von den Kreaturen:

Gepriesen sei, mein Herr, durch unsern Bruder, den leiblichen Tod,
Dem kein lebender Mensch entrinnen kann;
Wehe dem, der in einer Todsünde stirbt!
Selig die, welche ruhen in deinem heiligen Willen,
Denn der zweite Tod kann ihnen nichts anthun.

Einst wollte er in Alviano auf der Straße zum Volke reden, aber die Schwalben, die dort nisteten, machten ein solch Gezwitscher, daß es unmöglich war, ihn zu verstehen. Da sprach Franziskus zu den Vögeln: „Meine Schwestern, ihr Schwalben, es ist Zeit, daß auch ich rede, da ihr genug geredet habt; so vernehmet nun das Wort des Herrn und schweigt!" Und der alte Biograph (Celano I c. 7, 59) versichert, die Schwalben seien der Mahnung gefolgt.

**) Da bei uns nicht viele französische Bücher bekannt sind, die den gebildetsten Mann inhaltlich zu interessiren vermögen und doch im Familienkreise vorgelesen werden können, so bemerke ich ausdrücklich, daß keine Mutter diesem Buche ihren Familienkreis zu verschließen braucht. In Karl Hases schönem, aber nach Sabatier veraltetem Büchlein „Franz von Assisi. Ein Heiligenbild" (Leipzig, 1856 = Werke V, 1) mag man, wenn es vorgelesen werden soll, einige Sätzchen und Satzteile zu streichen für zweckmäßig halten. Sabatier hat überall den zartesten Takt bewiesen. Um das zu erhärten und zugleich um niemanden allein auf mein Urteil zu stellen, zitire ich die entscheidende Stelle, die zugleich als Probe der Sprache und schriftstellerischen Art Sabatiers gelten mag: Mais ici, plus que jamais, il faut renoncer aux jugements du vulgaire qui ne peut comprendre aucune union entre l'homme et la femme où l'instinct sexuel n'ait pas quelque part. — Ce qui fait de l'union des sexes

Ein einem kirchengeschichtlichen Stoffe gewidmetes, mannigfach in geistreichem Zwischengeplauder auch religiöse Fragen berührendes Buch, das solchen Erfolg aufzuweisen hat, einen Erfolg, der dem der Romane Zolas und Daudets fast gleichkommt, verdient um seiner selbst willen unsre Beachtung.

Es ist ein wissenschaftliches Buch. Nach einer Einleitung, die in geistreicher, anschaulicher und gelehrter Weise den Leser in die geistige Atmosphäre des dreizehnten Jahrhunderts zu versetzen versucht, folgt eine fast hundert Seiten lange „kritische Studie über die Quellen.“ Dann erst beginnt die Darstellung. Und auch diese hat durchaus wissenschaftliche Art; stets unterrichten die Anmerkungen über die Quellengrundlage des Erzählten. Ein Anhang giebt eine kritische Studie über die Wundenmale (die Stigmata) des Heiligen. — Dabei ist die Gelehrsamkeit nicht etwa nur aufgetragen. An ganz vereinzelten Stellen habe ich allerdings bemerkt, daß Sabatier jenseits des Rahmens der Wirksamkeit des Franziskus nicht so gut unterrichtet ist wie über seinen Stoff. Allein das ist selbstverständlich, und der Rahmen der Wirksamkeit des heiligen Franz ist von Sabatier sehr weit gespannt. Innerhalb dieses Rahmens aber ist die Gelehrsamkeit Sabatiers bewundernswert. Keine Mühe hat er gescheut, um in Bibliotheken und Archiven nach neuem handschriftlichen Quellenmaterial zu suchen; die seltensten gedruckten Bücher hat er sich zu verschaffen gewußt. — Inwieweit unter diesen Umständen die „kritische Studie über die Quellen“ wirklich Neues zu bringen vermocht hat, das auseinanderzusetzen ist hier nicht der Ort. Das aber will ich zu sagen nicht unterlassen, daß mir gerade dieser Abschnitt die ungeteilteste Bewunderung abgenötigt hat.*)

Doch wie kann ein so gelehrtes, wissenschaftliches Buch solchen Absatz finden? mit dieser Frage komme ich zurück in die Interessensphäre dieses Blattes. Daß nicht die Gelehrsamkeit als solche es ist, die den Erfolg bedingt hat, bedarf kaum eines Worts. Das Bewußtsein, hier wirklich nicht der Legende, sondern in ernstester Arbeit errungnem geschichtlichen Wissen gegenüberzustehen, mag manchen Lesern Lust zu dem Buche gemacht haben. Allein das Bewußtsein hätte Sabatier bei seinen Lesern auch dadurch erwecken können, daß er alles gelehrte Beiwerk in einem besondern Buche behandelt hätte. Aber dann würde ganz gewiß das Gelehrtenbändchen nicht den zehnten Teil und die von dem gelehrten Stoff entlastete Biographie nicht die Hälfte der Leser gefunden haben, die jetzt das ganze Buch mit Vergnügen gelesen haben. Was in Sabatiers Buch die Gelehrsamkeit nicht zu einem Hindernis, sondern zu einem Förderungsmittel des buchhändlerischen Erfolges gemacht hat, das ist die bei uns seltene, in Frankreich häufigere schriftstellerische Kunst des Verfassers, die selbst spröden gelehrten Ausführungen eine gefällige, jedem Leser verständliche Form zu geben vermocht hat. Nirgends drängt die Gelehrsamkeit sich auf, nirgends im Texte — anders in den Anmerkungen — findet sich ein unübersetztes fremdsprachiges Wort. Der Leser wird, indem er unterhalten wird, zugleich wie spielend mit hineingezogen in die wissenschaftliche Art der Betrachtung. Und

quelque chose de divin, c'est qu'elle est la préfiguration, le symbole de l'union des âmes. L'amour physique n'est qu'une étincelle éphémère, destinée à allumer dans les cœurs la flamme d'un amour plus durable; c'est le parvis du temple, ce n'est pas encore le lieu très saint; son inappréciable valeur est précisément de nous abandonner brusquement devant la porte de l'iconostase — iconostase ist die mit Heiligenbildern geschmückte Wand, die in griechisch-katholischen Kirchen den Raum um den Hochaltar von der übrigen Kirche scheidet — comme pour nous inviter à la franchir. — C'est à l'union des âmes que va le soupir mystérieux de la nature. C'est là le dieu inconnu auquel sacrifient les débauchés (!?), ces païens de l'amour, et cette empreinte sacrée même effacée, même salie par toutes les souillures, fait que l'homme de plaisir n'inspire pas toujours autant de dégoût (?) que l'ivrogne et le criminel. — Il se rencontre cependant des âmes — plus souvent qu'on ne croit — si pures, si peu terrestres, qu'elles entrent d'emblée dans le lieu très saint, et une fois qu'elles en sont là, la pensée d'une autre union ne serait pas seulement une chute, elle est une impossibilité. — Telles furent les amours de saint François et de sainte Claire. (S. 169 f.)

*) Zu gelegentlichen weitern Bemerkungen über Art und Resultate der Forschung Sabatiers werden mir einige Artikel über das Testament des Franziskus in spätern Nummern der Christlichen Welt noch Veranlassung geben.

ich glaube, daß gerade diese Art der Behandlung des Stoffes eine große Zahl wirklich gebildeter Leser für das Buch eingenommen hat.

Mehr noch wird die Darstellungsweise in der Biographie selbst dem Verfasser den litterarischen Markt erobert haben. Auch sie ist französisch, — andersartig als bei uns Bücher derart zu sein pflegen: stilistisch glänzend, mit leicht sich darbietenden Reflexionen durchsetzt, überall getragen von dem lebhaftesten persönlichen Interesse für den Stoff, stets mit Geschick bemüht, den Leser ganz hineinzuziehen in die Zeit, in die Umgebung, in die Bedeutung des Erzählten; kurz: Sabatier schreibt wie ein gewandter Litterat, nicht wie ein schwerfälliger Gelehrter. In ganz besonderm Maße hat ihn dabei seine Ortskenntnis und sein feines Verständnis für die landschaftlichen Schönheiten Italiens unterstützt. Wie ein Pilger hat er alle Stätten der Wirksamkeit seines Heiligen besucht. Am Schlusse der Einleitung findet sich ein Abschnitt, der nicht nur deshalb interessant ist, weil er dies bezeugt:

Ich mag nicht schließen, ohne einen herzlichen Erinnerungsgruß den geistlichen Söhnen des heiligen Franz zuzurufen, die in den Bergen Umbriens und Toskanas zerstreut sind. Ihr werten Bewohner von San Damiano, la Portiuncula und von Carceri, vom Alverno und von Monte Colombo, ihr erinnert euch vielleicht jenes fremden Pilgrims, der ohne Strick und Kutte dennoch mit euch von dem seraphischen Vater mit gleicher Liebe sprach wie der frömmste Franziskaner! Ihr wart erstaunt über seinen Eifer, alles zu sehen, alles zu betrachten, auf unbekannten Pfaden sich Wege zu suchen. Gelegentlich wolltet ihr ihn zurückhalten, versichertet ihm wiederholt, daß in den fernen Höhlen, wohin er euch mitschleppen wollte, nicht die geringste Reliquie, nicht der dürftigste Ablaß zu suchen wäre. Aber schließlich folgtet ihr doch und dachtet gewiß, daß eben nur ein Franzose eine so glühende und zudringliche Frömmigkeit zu haben vermöge. — Dank euch, ihr frommen Anachoreten von Greccio, Dank für das Brot, das ihr zu erbetteln ausginget, als ich, erstarrt von Kälte und Hunger, in eurer Einsiedelei anlangte! Möchtet ihr beim Lesen dieser Zeilen meine Dankbarkeit in ihnen lesen und auch ein Stück Bewunderung. Ihr waret nicht alle Heilige; aber fast alle hattet ihr Stunden der Heiligkeit, kanntet ein Hingenommensein von reiner Liebe. — Falls einige Seiten dieses Buches euch schmerzlich berühren sollten, schlagt schnell sie um! und laßt mich hoffen, daß andre euch erfreuen werden und, wenn es möglich ist, noch teurer euch machen werden den Namen, den ihr tragt.

Schon dies alles mag es erklärlich machen, daß Sabatiers Buch so schnell einen großen Leserkreis gefunden hat. Aber mehr noch als alle dies ist es zweifellos der Inhalt: Sabatier hat den Franziskus seinen Lesern lieb zu machen gewußt. Dieser Vorzug seines Buches ist zu einem großen Teile dem heiligen Franz selbst zum Lobe anzurechnen. Freilich wer nur moderne Franziskaner kennt oder nur von der Polemik der Reformatoren gegen sie weiß, der mag das schwer verstehen können. Gregorovius erzählt (Wanderjahre in Italien I, 372), wie ihm in Capri auf jener wunderbar schönen Höhe an der Südostküste der Insel, auf die die Ueberlieferung die Villa des Kaisers Tiberius verlegt hat, einst mitten hinein in die Gedanken an den kaiserlichen Roué die Erinnerung an seinen palästinensischen Zeitgenossen gekommen sei, die Erinnerung an Jesus, der, obwohl ans Kreuz geschlagen, umringt von begeisterten Propheten eines neuen Erdenfrühlings, jenem Repräsentanten der untergehenden Heidenwelt, dem Ebenbilde ihres sittlichen Elends, gegenüberstehe wie Ormuzd dem Ahriman, der Gott des Lichts dem der Finsternis. Dann fährt er fort:

In solchen Betrachtungen über die Jugend des ersten Christentums stand ich auf diesen Trümmern, und siehe da trat mir plötzlich die historische Erscheinung jener idealen Religion entgegen, in der Gestalt des schmutzigen Franziskanereremiten, und fast wich ich vor dem Manne zurück: ein alter Mönch mit langem weißen Bart, in schwarzer Kutte, ein Klumpfuß, hinkend, häßlich mit habgierigen Augen. Da war es mir, als sähe ich Tiberius als Mephistopheles vor mir, und mit satyrischem Lachen hörte ich ihn sagen: „Das ist die Geschichte des Christentums.“

Im Jahre 1542 ließ ein brandenburgischer Geistlicher einen deutschen Auszug drucken aus dem um 1390 entstandnen sogenannten liber conformitatum, das des Franziskus Leben in Parallelen zum Leben Jesu zur Darstellung bringt; gar grobe Glossen (d. i. Randbemerkungen) begleiten hier den Text, die mit dem Stifter des Franziskanerordens wahrlich nicht säuberlich verfahren.*) Und in der Vorrede, die von Luther stammt, heißt es:

*) So fügt er z. B. zu Nr. 358, wo im Text erzählt wird, daß Franziskus in einem feurigen Wagen gen Himmel gefahren sei wie Elias, die Randbemerkung hinzu: „Ins höllische Feuer.“

Ich halt wohl, wo dies Büchlein zu dieser Zeit lesen werden diejenigen, so zuvor unter des Papsttums Greueln nicht gewesen oder auch so des nunmehr entwöhnt sind und vergessen haben, werden sie es für unglaublich halten. Darum ich mit dieser Vorrede habe Zeugnis geben wollen, daß es gewißlich also ist gepredigt und geglaubt gewesen in aller Welt. Denn ich solch gedruckt Buch, liber conformitatum genannt, (darin solches alles steht, zusammengefasset aus der großen Lügenden S. Franzisci und andern mehr Büchern) noch heutigen Tages hab und behalte auf unsre Nachkommen, auf daß, ob sich die Papisten nach dieser Zeit putzen und schmücken wollten, als hätten sie nie kein Wasser getrübt..., daß man dagegen ihnen für die Nasen halte solche ihre stinkenden Greuel, welche sie nicht allein getrieben, sondern auch die heilige Päpstlichkeit und päpstliche Heiligkeit bestätiget, verteidigt, begnadet und geboten hat der ganzen Christenheit (Erlanger Ausgabe, deutsche Schriften 63, 373 f.)

Allein nach den spätern Franziskanern (Minoriten) darf man den heiligen Franz nicht beurteilen, vollends nicht lediglich nach dem, was abstoßend an ihnen ist. Daß „die Anfänge des Minoritenordens" andre gewesen sind, als sie der spätern Legende erscheinen, das ist von deutsch-protestantischer Forschung, von einem Freunde und Mitarbeiter der Christlichen Welt, Professor Karl Müller in Breslau, in einem Buche mit dem angedeuteten Titel schon vor neun Jahren überzeugend dargethan worden. Sabatier geht in den gleichen Bahnen. Wie ein Künstler unter den entstellenden Farben und Linien eines angeblichen „Erneuerers" mit Freuden die Züge des ursprünglichen Bildes entdeckt und bloßlegt, so hat Sabatier mit unverhohlenem Vergnügen unter dem offiziellen Gewande des kanonisirten Stifters des Minoritenordens die liebenswürdigen Züge des ärmlichen Francesco, des Poverello, wie er gern sagt, aufgezeigt.

Es giebt, geschichtlich beurteilt, nichts Unrichtigeres, so sagt er (S. 215), als die Heiligengestalten, die unsre Kirchen schmücken: .... mit ihrer gezierten Stellung, ihren trübseligen Mienen, dieser Blutlosigkeit und Abgezehrtheit, ja man möchte fast sagen diesem Entmanntsein in ihrem ganzen Wesen. Das sind fromme Seminaristen aus der Schule des heiligen Alfonso da Liguori oder des heiligen Lodovico Gonzaga, nicht aber Heilige, d. h. solche, die das Himmelreich mit Gewalt an sich gerissen haben.

Nicht die konventionelle Heiligengestalt des Franziskus schildert Sabatier, sondern den Menschen, der gestrebt und gestritten, gekämpft, gesucht und gelitten hat wie wir. Daß er diesem die wärmste Sympathie entgegenbringt, ist sehr wohl verständlich. Es würde nicht gut „Lutherisch" sein, „rips raps" zuzufahren und Luthers Urteil über Franziskus zu wiederholen.*)

Doch geht mir allerdings Sabatier viel zu weit. Sein Buch ist vielfach ein moderner liber conformitatum:

Armer Franziskus! Die letzten Jahre seines Lebens waren wahrlich eine via dolorosa, ebenso schmerzlicher Art als die, auf der sein Meister zusammenbrach unter der Last des Kreuzes. Denn das ist noch Freude, zu sterben für seine Idee; aber welch ein herber Schmerz mußte es sein, im voraus mitzuerleben die Apotheose seiner Leiche und dabei seine Seele, d. h. sein innerstes Denken, verkannt und verraten zu sehen. (S. IX)

Wenn er zweifelte an seiner Mission und daran dachte, auf die Vergesspitzen zu entfliehen, da man alleine betet, da man sich erholt, so war sie es — die heilige Clara —, die ihrerseits ihn hinwies auf das Feld, das reif war zur Ernte, ohne daß Schnitter da waren, auf die Volksmassen, die in der Irre gingen wie Schafe, die keinen Hirten hatten, der sie führte, die ihn von neuem hineinschob in die Nachfolge des Galiläers, hineinschob in die Schar derer, die ihr Leben geben zu einem Lösegeld für viele (S. 189 f.)

Kraft unaussprechbarer, geheimnisvoller Beziehungen fühlte er sich als den Mann seiner Zeit, als den, in dessen Busen sich zusammenfaßten die Anstrengungen, die Wünsche, die Hoffnungen der Volksmassen; mit ihm, durch ihn und in ihm wollte die Menschheit sich umgestalten, von „neuem geboren werden," um mit dem Evangelium zu reden. Hierin liegt seine wahre Schönheit. Hierdurch vielmehr als durch nichtige äußerliche und gemachte Konformitäten, hierdurch ist er ein Christus. Auch er trug die Leiden der Welt u. s. w. (S. 319)

Die Verschiedenheit zwischen diesen beiden Menschen — dem gelehrten Franziskaner Antonius von Padua (gestorben 1231) und dem schlichten Franziskus — ist ebenso groß wie die, die Jesus von Paulus scheidet. (S. 148)

Das klingt, als seien es sich überschlagende Worte eines im allermodernsten Denken stehenden Katholiken, der die Formen der eignen frühern Frömmigkeit konservirt, indem er sie mit Phrasen ausstopft.

*) Vgl. Luther 1522, Erlanger Ausgabe, Deutsche Schriften 22, 55: Aber hier in diesem Treiben muß ich abermal etliche vermahnen, die dem heiligen Evangelium einen großen Abfall und Nachreden machen. Es sind etliche, so sie ein Blatt oder zwei gelesen, oder eine Predigt gehört, rips raps auscherwischen und nichts mehr thun, dann überfahren und versprechen die andern mit ihrem Wesen, als die nit evangelisch sein ... Das hab ich auch niemandem gelehrt, und St. Paulus hat es hart verboten.

Modern, sehr modern ist in der That Sabatiers ganze Urteilsweise, und so gut er den heiligen Franz in seiner Zeit zu schildern weiß, so oft von dem „milieu" die Rede ist, der ganzen Atmosphäre, in der er lebte und sich entwickelte, — dennoch hat er den guten Heiligen stark modernisirt. Und diese Eigentümlichkeit des Inhalts seines Buches ist auf des Verfassers eigne Rechnung zu setzen. Wohl ists richtig: Geschichte schreiben heißt fortwährend übersetzen und transponiren (S. 218), übersetzen aus der Anschauungsweise einer vergangnen Zeit in die unsre, Melodien umsetzen aus einer Tonart, die frühern Jahrhunderten wohlklang, in eine andre, an die unsre Ohren gewöhnt sind. Allein solch Uebersetzen ist ein gefährlich Ding. Und hier wird nach meinem Gefühl aus dem Uebersetzen nicht selten ein Verkleiden des heiligen Franz. Wohl ist etwas Richtiges daran, daß bei dem heiligen Franz schlichte, fröhliche Frömmigkeit die korrekte Kirchlichkeit abgelöst hat; wohl ists unleugbar, daß eine Selbständigkeit der individuellen Religiosität bei ihm hervortritt, die selbst durch päpstliches Urteil sich nicht ausrotten ließ. Allein isolirt, werden diese geschichtlichen Züge ungeschichtlich. Allerdings auch manches gut Mittelalterliche bei dem heiligen Franz hat Sabatier betont. Mit größter Vorsicht macht er seinen Dämonenglauben dem Leser mundgerecht (S. 215 ff.); mehrfach betont er die Devotion des Heiligen gegen das Sakrament, d. h. gegen den im verwandelten Brot der Messe gegenwärtigen Christus. Aber auch das wird modernisirt: das Sakrament wird zum kraftgebenden Mysterium der Liebe für den Apostel der Liebe.

Im Glauben an dies Mysterium der Liebe erschien ihm in der That das Heil des Ordens zu liegen. Hatte er Unrecht damit? Ein Mensch, der wahrhaft glaubt an die reale Gegenwart des Gottmenschen in der Hand des Priesters, der die Hostie erhebt, kann er anders als sein Leben Gott und dem, was heilig ist, weihen? Es ist schwer, dies nicht anzunehmen. (S. 371)

Und schlägt hier das katholische Denken immerhin noch durch — wer wird den ganzen Franziskus wiedererkennen in folgendem Satze, der ihn ganz charakterisiren soll!

Aeußerlich angesehen war es wenig — nämlich: was unter fremden Einwirkungen schon um 1220 am bisherigen Leben der Jünger des heiligen Franz geändert wurde —, in Wirklichkeit war es viel; denn es war ein erster Ansturm des alten (altmönchischen) Geistes gegen den neuen. Es war eine Einwirkung solcher Menschen, die — unwissentlich, wie ich gern glauben will — aus der Religion eine Sache der Observanzen und Riten machten, anstatt in ihr, wie St. Franziskus, die Erwerbung jener Freiheit zu sehen, die uns frei macht von allen und von allem und jede Seele zum Gehorsam bestimmt gegen ein (je ne sais quoi de divin et mysterieux) geheimnisvoll Göttliches, das die Blumen des Feldes anbeten, das die Vögel des Himmels loben, das die Symphonie der Sterne preist, und was Jesus von Nazareth nannte: Abba, lieber Vater.

Franz von Assisi hat vom Evangelium mehr gewußt als Hymnen pantheisirender Mystik ausdrücken können. Er sagt in seinem Testament:

Gott gab mir solchen Glauben gegenüber seinen Kirchen, daß ich schlicht anbetend sagen konnte: Wir beten dich an, allerheiligster Herr Jesu Christe, hier und in all deinen Kirchen, die auf der Erde sind, und preisen dich, weil du durch dein heiliges Kreuz die Welt erlöst hast. (Sabatier S. 389)

Aber gerade das Hypermoderne in Sabatiers Buch wird ihm Leser verschaffen. Die gebildete Gesellschaft der Gegenwart hört es gern, wenn ihr von einem Manne, der im Namen der Religion spricht, gesagt wird,

daß das Wesentliche hienieden nicht das ist, entweder diesem, oder jenem Ideal zu dienen, vielmehr dienstbar werden von ganzem Herzen dem, das man einmal erwählt hat (S. 257),

sie wird es nur für geistreich halten, wenn S. 387 gesagt wird:

Fünf Gerechte hätten einst Sodom errettet; aber der Ewige fand sie dort nicht. Vielleicht hätte er sie gefunden, wenn er selbst zugesehen hätte, anstatt sich auf Lot zu verlassen.

Ja, das ists letztlich, was den Erfolg des Buches erklärt: der modernen Welt, so wie sie ist, mit dem geschichtlichen Christentum in Frankreich noch weit mehr zerfallen als bei uns, wird von Sabatier in seinem Leben des Franziskus ein neues Evangelium geboten, das Evangelium einer modernisirten pantheistischen Mystik: die Liebe macht frei und

selig, sie läßt uns aufgehen in dem „Geheimnisvoll-Christlichen, das die Blumen anbeten“ u. s. w., sie läßt uns aufgehen in andern, sie läßt uns andern leben und dienen, wie Franz es that, in seiner Weise und in andrer, übrigens nicht hinreichend erkennbarer Weise (S. 31), „der liebenswürdige Galiläer,“ — die Liebe macht selig, die Liebe, der unwissend selbst in den Tempeln der Aphrodite Pandemos geopfert wird. Der Messias dieses neuen Evangeliums ist im Kommen:

Wer weiß, ob sich nicht jemand erheben wird, sein — des Franziskus — Werk wieder aufzunehmen? Hat nicht der Eifer nichtigen Spekulirens schon Opfer genug gefordert? Giebt es nicht viele unter uns, die einsehen, daß aller Luxus nur Sinnentäuschung ist, und daß das Leben, wenn es ein Kampf ist, nicht ein Morden ist, da wilde Tiere sich um die Beute streiten, sondern ein Kampf mit dem Göttlichen, unter welcher Form immer es sich darstelle, der der Wahrheit, der Schönheit oder der Liebe? Wer weiß, ob nicht das in den letzten Zügen liegende neunzehnte Jahrhundert sich noch erheben wird von seinem Sterbekissen, um öffentliche Abbitte zu thun und dem Jahrhundert nach ihm eine Losung männlichen Glaubens zu vermachen? Ja, der Messias wird kommen u. s. w. (S. 211 f.)

Sabatier streut (S. XXXIV f.) den Manen Ernst Renans sein Opfer. An kein Buch hat mich das seine so oft erinnert als an Renans Leben Jesu — in seinen Vorzügen zumal, aber auch in manchen seiner Mängel.

Renan war Katholik. Viele seiner Leser werden es nicht merken. Aufgeklärter Katholizismus und ein Protestantismus, der das Evangelium nicht versteht, unterscheiden sich wenig. Beide treffen sich in der verschwommenen Frömmigkeit einer modernisirten Mystik. Dafür hat nicht nur die Zeit der Romantik Beweise geliefert.

Ist auch Sabatier Katholik? Viele Stellen seines Buches scheinen es zu beweisen.

Die Reformation hat nichts andres gethan, als daß sie an die Stelle der Priesterautorität die eines Buches setzte. Es war ein Wechsel der Dynastie, nicht mehr (et voilà tout, S. V Anm.)

Wer so schreibt, den möchte man nicht für einen Evangelischen halten; die Reformation hat er nicht verstanden. Der Leser rate, wohin Sabatier gehört: zu den Protestanten, oder zu den Katholiken wie Renan? Der Titel des Buches sagt nichts über die Lebensstellung des Verfassers, und auch in dem Buche fehlt jeder ausdrückliche Hinweis auf seine Konfession.

Ich bewundre Sabatiers Buch und rühme es mit der Aufrichtigkeit eines Mannes, der sich bewußt ist, so nicht schreiben zu können. Es ist eine der glänzendsten kirchengeschichtlichen Erscheinungen der Gegenwart. Und es verdient die höchste Aufmerksamkeit um des Beifalls willen, den es in Frankreich gefunden hat, diesem reichen und doch so armen Frankreich, das, trotz alles Materialismus an der Oberfläche, hungert nach dem Ewigen, — aber die Botschaft des einigen alten Evangeliums nicht hört in seinen Kirchen. Aber unter dem vielen, das mir an dem Buche nicht gefällt, gefällt mir das am allerwenigsten, daß sein Verfasser nach zuverlässiger Erkundigung — ein evangelischer Geistlicher ist.*) L

Die Botschaft Tolstois

9. Krieg und Frieden

Tolstoi hat sein Werk „Krieg und Frieden“ in den Jahren 1864—69 geschrieben. Viele betrachten es als seine größte Leistung. Es füllt in der einzigen guten Uebersetzung, der von Claire von Glümer und Löwenfeld, gegen zweitausendvierhundert Seiten.

Es ist nach unsrer Auffassung keine Dichtung, kein Roman, sondern ein Stück Weltgeschichte, durchwebt mit philosophischen Betrachtungen. Freilich keine Weltgeschichte, wie sie die Zünftler des Faches, die Historiker, schreiben, sondern mit bewußter Absicht ein Gegenstück dazu, eine Richtigstellung ihrer Fälschungen. Denn als Fälscher der Thatsachen erscheinen Tolstoi die Historiker allesamt, die sogenannten Kulturhistoriker wie Buckle eingeschlossen. Sie fälschen unabsichtlich, erstens weil sie falsche Quellen studiren, zweitens — und das hängt damit zusammen — weil sie einzelne Menschen, Kaiser, Heerführer, Diplomaten, Bücherschreiber u. dergl. für die Urheber und Träger der Ereignisse halten. Die falschen Quellen sind die Briefe der Herrscher und Generale, die Relationen, Rapporte, Pläne u. s. w. Nehmen wir als Beispiel die Schlachtenschilderer. Sie studiren und kennzeichnen die Schlachtpläne der Generale, während diese doch ganz wertlos sind, da in Wirklichkeit alles ganz anders kommt, als in den Plänen vorgesehen und bestimmt ist. Sie halten sich an die Befehle, die die Feldherrn während des Kampfes erteilen, obwohl doch auch diese zumeist nicht ausgeführt oder ganz entstellt ausgeführt werden, da die Situation auf dem Kampfplatz alle fünf Minuten verändert ist und somit die Voraussetzungen des Feldherrn nicht mehr zutreffen, wenn sein Befehl an die ausübenden Truppen gelangt. Sie und ihre Quellen legen großen Wert auf die Rapporte der Generale, Obersten, Hauptleute, Soldaten, während doch jeder klarsehende Krieger bemerken kann, daß niemals jemand über ein Treffen, bei dem er beteiligt war, die Wahrheit berichtet: die große Erregung der Gefühle und Leidenschaften macht ihn stets zum unbewußten Lügner. Durch die falsche Methode der Geschichtsforschung entsteht dann der Glaube, daß Generale die Entscheidungen der Schlachten hervorrufen, während es doch die Soldaten sind, der Geist, der in den Massen lebt, und tausend andre Umstände, die hier nicht aufgezählt werden können. Wie thöricht ist z. B. die Ansicht einiger Geschichtschreiber, daß die Franzosen 1812 bei Borodino nicht siegten, weil Napoleon erkältet und dadurch in seinen geistigen Kräften beeinträchtigt war.

Für Historiker, die der Ansicht sind, daß Rußland sich nach dem Belieben eines Menschen — Peters des Großen — gebildet hat, und daß Frankreich nach dem Willen eines andern — Napoleons — sich aus der Republik in ein Kaiserreich verwandelt und seine Heere nach Rußland geschickt hat, für solche Historiker ist die Behauptung, daß Rußland mächtig geblieben ist, weil Napoleon am 7. September den Schnupfen hatte, eine folgerichtige und unabweisbare . . . In der Schlacht von Borodino hat Napoleon auf niemand geschossen und niemand getötet . . . Alles, was geschah, thaten die Soldaten . . . Die Soldaten der französischen Armee richteten das Blutbad von Borodino auch nicht infolge der Befehle Napoleons an, sondern in Folge des eignen Verlangens. Die ganze Armee, Franzosen, Italiener, Deutsche, Polen, hungrig, abgerissen, ermattet durch den Feldzug, angesichts des Heeres, das ihnen den Weg nach Moskau versperrte, fühlte: Le vin est tiré et qu'il faut le boire. Wenn Napoleon ihnen jetzt verboten hätte, sich mit den Russen zu schlagen, so hätten sie ihn umgebracht und sich dann auf die Russen gestürzt, weil es eine Notwendigkeit für sie war . . . Nicht Napoleon leitete die Schlacht, denn von seinen Dispositionen wurde nichts ausgeführt, und während der Schlacht wußte er nicht, was vor seinen Augen vorging. Also auch die Art und Weise, wie die Menschen sich umbrachten, hatte nichts mit dem Willen Napoleons zu thun, sondern entsprach, unabhängig von ihm, dem Willen der Hunderttausende von Menschen, die dabei beteiligt waren. Napoleon schien es nur, als ob alles nach seinem Willen geschähe, und deshalb ist die Frage, ob Napoleon den Schnupfen hatte oder nicht, für die Geschichte von keinem größern Interesse als die Frage nach dem Schnupfen des letzten Trainsoldaten. — Um die Gesetze der Geschichte zu erforschen, müssen wir den Gegenstand der Betrachtung wechseln. Wir müssen Kaiser, Minister und Generale beiseite lassen und an ihrer statt die gleichartigen, unendlich kleinen Elemente studiren, die die Massen in Bewegung bringen. Niemand vermag zu bestimmen, inwieweit es den Menschen gegeben sein wird, das Verständnis der historischen Gesetze zu erreichen, aber unleugbar ist, daß nur auf diesem Wege die Möglichkeit liegt, diese Gesetze zu erfassen.

Wir haben hier den ganzen Tolstoi vor uns: seine geistige Schärfe, mit der er allgemeine Irrtümer als solche erkennt, daneben gleich seine Unfähigkeit, Maß zu halten, sodaß er durch unsinnige Uebertreibungen die erkannte Wahrheit wieder fälscht und kompromittirt, ferner seine Abneigung gegen die Großen, Vornehmen und Gelehrten und seine Hinneigung zum kleinen Manne, in dem er die Quellen aller Kraft und Gesundheit, ja aller Tugend und Weisheit sucht; schließlich erkennen wir hier auch die selbstgewählte Aufgabe seiner litterarischen Arbeit. Er will Geschichte schreiben, nicht dichten, nicht durch angenehme Träume unterhalten. Er will richtigere und bessere Geschichte schreiben, als die Historiker es thun. Und daß er dieses hohe Ziel erfüllt, wird keiner leugnen, der „Krieg und Frieden“ gelesen hat. Die Geschichte Rußlands im ersten Viertel dieses Jahrhunderts kann nicht besser geschrieben werden, als es hier in der romanartigen Form geschehen ist. Hier ist wirkliches

*) Ich trage hier nach, was mir in der Zeit zwischen Abfassung und Erscheinen meines Artikels erzählt worden ist: Sabatier hat inzwischen sein Pfarramt niedergelegt und will ganz unter die Litteraten gehen. Ich kann das nicht bedauern.

Leben, dessen Realität man mit Händen greifen kann, hier treten die Kräfte im einzelnen, im kleinen deutlich vor uns, an typischen Gestalten gezeigt, die in ihrer Summe die Weltgeschichte machen. Die Schilderungen der Historiker nehmen sich neben Tolstois Werk unverständlich, unwahrhaftig, armselig aus.

Noch einen andern Vorzug hat die Tolstoische Auffassung und Schilderung der Geschichte. Da sie einer Ueberschätzung einzelner Menschen — Kaiser, Staatsmänner, Heerführer, Schriftsteller — vorbeugt, verfällt sie auch nicht in den Fehler, ihnen gegenüber den sittlichen Maßstab fallen zu lassen, sie als „Große" oder „Genies" jenseits von Gut und Böse walten zu lassen.

Da, wo es nicht mehr möglich ist, die so elastischen Fäden historischer Betrachtungen weiter auszudehnen, wo die That allzu offenbar dem widerspricht, was die gesamte Menschheit gut, ja gerecht nennt, tritt bei den Geschichtsschreibern der erlösende Begriff der Größe auf. Die Größe schließt sozusagen die Möglichkeit eines Maßes für gut und böse aus. Für den Großen giebt es nichts böses. Es giebt kein Greuel, das man dem als eine Schuld anrechnen könnte, der groß ist. C'est grand! sagen die Geschichtsschreiber . . . Grand ist gut, nicht-grand ist böse. Grand ist nach ihrer Auffassung eine Eigenschaft besonders gearteter Lebewesen, die sie Helden nennen . . . Und niemandem kommt es in den Sinn, daß die Anerkennung der Größe, die nicht mit dem Maße des Guten und Bösen zu messen ist, nur die Anerkennung der eignen Nichtigkeit und der unmeßbaren Kleinheit ist. Für uns, die wir von Christus den Maßstab des Guten und Bösen haben, giebt es nichts Unmeßbares. Und es giebt keine Größe, wo nicht Einfalt, Güte und Wahrheit ist.

Hier nennt uns Tolstoi nebenbei die drei großen Tugenden, die er in seinem ganzen Leben, soweit es in seinen Schriften zum Ausdruck kommt, am höchsten geschätzt hat: Einfalt, Güte und Wahrheit. Reden wir zuerst von der Wahrhaftigkeit. Er bewährt sie in diesem Buche in der kühnsten Weise. Ebenso wie selten ein deutscher Dichter die Befreiungskriege anders als eine herrliche, heldenmütige, nationale Erhebung gegen französische Fremdherrschaft darstellen wird, während doch in Wahrheit auch in jenen Jahren die Gemeinheit und Schwäche der Menschennatur wie vorher und nachher am Werke waren, ebenso war für den Stockrussen Tolstoi die Verführung sehr stark, das Jahr 1812 mit allen Russen und vielen Ausländern als die Errettung Europas durch Rußland zu preisen, eine Schar von russischen Helden und Genies vorzuführen. Er brauchte nur die Entwicklung der Dinge als weise vorbereitet, als dem Plane der Minister, Heerführer und Gouverneure entsprechend hinzustellen. Er läßt sich dazu nicht verführen, er weiß von keinem Großen, von keinem genialen Plane jener Zeit zu berichten; als den Weisesten unter den scheinbar Großen betrachtet er den Oberbefehlshaber Kutusow, aber nicht, weil er etwas thäte oder dächte, sondern weil er sich thatenlos von der Strömung treiben läßt, die er mit seinem feinen Gefühl als die stärkste erkannt hat, weil er vom menschlichen Eingreifen in den Gang der Dinge nichts hält; er ist einer „jener seltenen, stets einsamen Männer, die dem Willen der Vorsehung nachstreben und ihr ihren eignen Willen unterordnen." Unter den vielen Gestalten, die im Buche vorüberziehen, historischen wie erfundnen, ist keine Idealgestalt; höchstens macht ein armer, ungebildeter russischer Soldat eine Ausnahme, der von den Franzosen gefangen gehalten und zuletzt wie ein Hund erschossen wird, weil er auf dem Marsche nicht mehr mit fortkann.

Die Berichte aus jener Zeit, alle ohne Ausnahme, wissen nur von der Aufopferung, von der Vaterlandsliebe, von der Verzweiflung, von dem Schmerz und von dem Heldenmute der Russen zu erzählen. In Wirklichkeit aber stand es anders . . . Der größte Teil der Menschen jener Zeit schenkte dem allgemeinen Gange der Dinge gar keine Aufmerksamkeit und war ganz dem persönlichen Interesse des Augenblicks hingegeben, und gerade diese Menschen dienten der guten Sache am meisten. Die Menschen, die den allgemeinen Gang der Weltgeschichte zu begreifen versuchten und mit Selbstaufopferung und Heldenmut an ihm teilnehmen wollten, waren die unnützesten Glieder der Gesellschaft; sie sahen alles verkehrt, und alles, was sie zum Nutzen zu thun glaubten, erwies sich als nutzloser Unsinn, wie z. B. die Regimenter Pierres, Mamonows, die die russischen Dörfer plünderten, wie die Charpie, die die Damen zupften, die aber nie bis zu den Verwundeten gelangte u. s. w. Selbst die Männer, die gern weise Reden führten, ihren Gefühlen Ausdruck gaben und über die jeweilige Lage Rußlands schwatzten, gaben unwillkürlich ihren Reden das Gepräge der Heuchelei oder Lüge oder nutzloser Nörgelei und Anfeindungen von andern. . . . In historischen Ereignissen spricht sich klarer als irgendwo das Verbot des Genusses vom Baum der Erkenntnis aus. Nur unbewußtes Handeln bringt Früchte.

Tolstoi, der ja selbst nichts weniger als ein Unbewußter, sondern im Gegenteil ein rastlos Reflektirender ist, kennt seine Wahrhaftigkeit sehr wohl; er schildert sich selbst, wenn er von seinem Helden Pierre Besuchoj, der auch in andrer Beziehung Selbstporträt ist, sagt:

Er besaß die unglückliche Fähigkeit vieler Menschen, besonders vieler Russen, die Fähigkeit, klar zu sehen, an die Möglichkeit des Guten und Wahren zu glauben und zu deutlich die Lüge und Schlechtigkeit des Lebens zu erkennen, um an diesem Leben ernsten Anteil nehmen zu können.

Mit „diesem Leben" ist das übliche Thun und Treiben der Gebildeten und Wohlhabenden gemeint.

Ganz anders denkt er über das Leben der Armen. Hier findet er oft die rechte Lebensauffassung oder vielmehr die rechte Lebensart. Die einfältigen Menschen, die sonst verspottet und getreten werden, sind Tolstois Ideal; die preist er glücklich, wie es die Bergpredigt thut, wenn auch hier noch in andrer Weise. Einfalt ist das Gegenteil von Zwiespalt, von Zweifel, von Selbstplagen mit Fragen, Reflexionen und Zukunftssorgen. Einfalt ist unbewußtes Denken, Fühlen, Handeln, Harmonie zwischen Körper und Seele, Zufriedenheit, Ergebung in den Lauf der Dinge, Ergebenheit in Gottes Willen. Einfalt ist darum auch Kraft. Diese Einfalt ist weniger eine Tugend, als vielmehr ein glücklicher Zustand.

Pierre, von dem wir schon sagten, daß er nach Tolstois eignem Bilde geschaffen sei, und der darum auch eine faustische Natur ist, sucht den Sinn des Lebens, die höchste Erkenntnis überall, zuerst in der westeuropäischen Kultur, dann in liederlicher russischer Gesellschaft bei Wein und bei Weibern, in der Freimaurerei, im Staatsdienst, in der Philanthropie, in vielen Stunden des Nachsinnens: immer vergebens. Zuletzt ergreift ihn „jene unbestimmte, ausschließlich russische Empfindung der Verachtung alles Bedingten, Künstlichen, Menschlichen, alles dessen, was die Mehrzahl der Menschen als das höchste Erdenglück betrachtet." Ihn überkommt das Gefühl, daß Reichtum, Macht, Leben, wenn es überhaupt einen Wert hat, seinen Wert in der Wonne hat, mit der man es von sich werfen kann.

Soldat sein, einfacher Soldat, denkt er ein andermal beim Einschlafen. Mit seinem ganzen Wesen eingetreten in dies Gemeinleben und von dem durchdrungen werden, was sie zu dem macht, was sie sind! Aber auf welche Weise läßt sich das Ueberflüssige, das Teuflische, die ganze Bürde des äußerlichen Menschen abwerfen?

Völlig wird diese Frage von Tolstoi natürlich nicht beantwortet, denn auch er hat nirgends erkennen können, wie man durch einen Willensakt aus einem reflektirenden ein einfältiger, unbewußt lebender Mensch werden kann. Er kann nur Rückkehr zu den äußerlichen Lebensbedingungen der Einfältigen empfehlen. Denn wer sich selbst erniedrigt, wird erhöhet werden.

Ich sagte schon, die einzige vorbildliche Gestalt der menschenreichen Erzählung sei vielleicht ein armer Soldat, Platon Karatajew. Er ist ein Einfältiger. Er weiß von seinem eignen Thun und Denken so wenig, wie die Rose weiß, daß sie duftet. Er ist zwar unwissend und unfein, aber demütig, liebreich, ergeben, fröhlich; er erscheint Pierre als „die Verkörperung alles Guten und Harmonischen im russischen Wesen."

Die Güte ist das dritte große Ideal neben der Wahrheit und der Einfalt. Nicht nur Pierre lernt das, sondern auch ein andrer Suchender des Buches, Fürst Andrej Bolkonski. Als er nach der blutigen Schlacht von Borodino auf den Tod verwundet auf einem Brette unter andern Verwundeten liegt, sieht er neben sich den schlimmsten Feind seines Lebens, der sein Liebesglück zerstört hat.

Er konnte sich nicht mehr beherrschen und weinte liebevolle Thränen über die Menschen und über sich selbst, über ihre und seine Verirrungen: Mitleid, Liebe für unsre Brüder, für die, die uns lieben, wie für die, die uns hassen. . . . Liebe für unsre Feinde . . . ja jene Liebe, die Gott auf Erden gepredigt hat, von der mir Fürstin Maria gesagt, und die ich nicht verstand . . . das ists, weswegen es mir leid thut, das Leben zu lassen . . . das ists, was ich noch gehabt hätte, wenn ich am Leben geblieben wäre.

Das Christentum ist also die letzte Zuflucht. Freilich nicht das Christentum derer, nach deren Begriffen die Aufgabe jeder Religion nur darin besteht, „daß sie dem Menschen bei der Erfüllung seiner Wünsche gewisse Anstandsregeln zu beobachten

lehrt." Nicht das Christentum, das sich mit Kriegertum vereinigen läßt.

Mit bitterm Spott redet Tolstoi davon, daß nach einer Schlacht in Spanien die katholischen Priester der Spanier, die sich als Sieger glaubten, einen Dankgottesdienst für den Sieg über die Franzosen abhielten, während die französischen Priester der gleichen katholischen Kirche dem Allmächtigen für den Sieg über die Spanier dankten. Tolstoi hat als alter Soldat wohl Verständnis für die wilde Schönheit des Krieges und des Soldatenlebens, und er giebt sie in seinen Schilderungen mit großer Kraft wieder, aber er hat sich doch der Erkenntnis nicht verschließen können, daß der Krieg ein bestialischer Ueberrest ist und in unversöhnlichem Widerspruch zu aller Religion und besonders zu Christi Lehre steht. Er trägt seinen Abscheu gegen den Krieg in diesem Werke nicht zur Schau, er spart mit seinen Erörterungen darüber, während die geschichtsphilosophischen Betrachtungen allzu reichlich eingestreut sind; dennoch ist das Buch wohl geeignet, Freunde des Krieges schwankend zu machen. Wie jedem entschiednen Gegner des Krieges die Versuche, ihn menschlich zu machen, ihm einen Schimmer christlicher Liebe zu verleihen, Rotes Kreuz u. dergl., bedenklich erscheinen müssen, weil sie eine Bestialität verewigen helfen und viele über den wahren Charakter täuschen, so verlangt auch Tolstoi, daß ein Krieg wirklich Krieg sei, eine so vollkommne, unverhüllte Roheit, daß Menschen sie nicht lange aushalten können.

Keine Gefangnen machen! . . . das allein würde den ganzen Krieg umgestalten und seine Grausamkeit mildern. Bisher haben wir Krieg gespielt, und das ist schlimm. . . . Man predigt von Kriegsrecht, von Ritterlichkeit, von Parlamentiren, von Schonung der Unglücklichen u. s. w. Alles Unsinn! . . . Man plündert fremde Häuser, bringt falsches Papiergeld in Umlauf, ja ärger noch, man tötet meine Kinder, meinen Vater, und dabei spricht man von Kriegsrechten und von Großmut gegen den Feind. Darum keine Gefangnen machen, sondern töten, kämpfen auf Leben und Tod! . . . Gäbe es keine Großmutspielerei im Kriege, so würden wir nur dann das Schwert ziehen, wenn es, wie jetzt, der Mühe wert ist, in den sichern Tod zu gehen. . . . Der Krieg ist kein Austausch von Höflichkeiten, sondern die größte Scheußlichkeit im Leben. Jetzt ist der Krieg das Lieblingsspielzeug unbeschäftigter und leichtsinniger Menschen. . . . Der Militärstand ist der geachtetste. . . . Das Ziel des Krieges ist Mord, die Hilfsmittel des Krieges sind: Spionage, Verrat, Verleitung zum Verrat, der Ruin der Einwohner, das Ausplündern oder andre Räubereien zur Verproviantirung der Armee; endlich Betrug und Lüge, die man als Kriegslist bezeichnet. Die Sitten des Soldatenstandes sind: der Verzicht auf jede Freiheit, das heißt die Disziplin, Müßiggang, Roheit, Grausamkeit, Unzucht, Völlerei. Und trotz alledem ist dieser Stand der höchste und wird von allen geachtet. Alle Herrscher, außer denen von China, tragen Militäruniformen, und wer die meisten Menschen getötet hat, erhält die meisten Belohnungen. Morgen kommen wir zusammen, um einer den andern zu morden. Wir töten Zehntausende oder machen sie zu Krüppeln, und dann werden Dankgebete gehalten, daß so viel Menschen getötet worden sind (ihre Zahl wird sogar noch vergrößert), und wir rufen Sieg, in dem Glauben, daß je mehr Menschen hingemordet sind, um so größer das Verdienst ist. Aber wie sieht und hört dies Gott von dort oben an?

So läßt Tolstoi einen tapfern Obersten, jenen schon genannten Fürsten Andrej Bolkonski, vor der Schlacht bei Borodino reden. Auch Graf Pierre läßt er zur christlichen Güte und Liebe gelangen. Als er das europäische Leben, die Politik, die Freimaurerei, die Philosophie, die Philanthropie absolvirt hat und dann bei der Beobachtung der Schlacht von Borodino, bei der Einnahme Moskaus, in der Gefangenschaft, im Verkehr mit seinem Mitgefangnen Platon Karatajew zur Wahrheit gelangt ist und endlich von schwerer Krankheit wieder aufsteht, ist er ein ganz andrer Mensch geworden. Gegen alle, Verwandte, Diener, Bekannte, Fremde, ist er freundlich, herzlich, hört sie gern an, widerspricht ihnen nicht, denkt daran, wie er ihnen Freude mache, hütet sich aber ebenso, die Unverschämten zu ermuntern und den Bösen zu Willen zu sein. Fast alle, die mit ihm zu thun haben, denken unwillkürlich: „was für ein lieber Mensch!" besonders die kleinen Leute. Und diese Güte und Geduld für den Einzelnen, für das Kleine hat er erworben, weil er in ihnen das Göttliche sieht und sucht. Früher hatte er in allem, was nah und begreiflich war, nur das Beschränkte, Kleine, an das Leben Gebundne, Sinnlose gesehen; er hatte gleichsam stets durch ein Fernrohr geblickt, weil er nur in der Ferne das Große und Unendliche zu finden hoffte.

Jetzt aber hatte er gelernt, in allem das Große, Ewige, Unendliche zu sehen, und es war nur natürlich, daß er jetzt, um es zu sehen und sich an seinem Anblick zu ergötzen, das Glas fortwarf, durch das er bis zu dieser Stunde über die Köpfe der Menschen hinweggesehen, und freudig um sich her das ewig wechselnde, ewig große, unfaßbare und unendliche Leben betrachtete. Und je näher sein Blick sich hielt, desto ruhiger und glücklicher wurde er. Die schreckliche Frage, die einst alle seine geistigen Bauten zusammengestürzt hatte: „warum?" war für ihn jetzt nicht vorhanden. Jetzt war auf diese Frage: warum? in seiner Seele stets die einfache Antwort bereit: weil es einen Gott giebt, jenen Gott, ohne dessen Willen kein Haar von dem Haupte eines Menschen fällt. . . . Früher war er allen zwar als ein guter, aber als ein unglücklicher Mensch erschienen, und darum hielten sie sich unwillkürlich fern von ihm. Jetzt spielte beständig ein Lächeln der Lebensfreude um seine Lippen, und aus seinen Augen leuchtete die Teilnahme an den Menschen — die Frage: ob sie so zufrieden seien, wie er selbst? und die Leute fühlten sich wohl in seiner Nähe. Früher hatte er viel gesprochen, war in Feuer geraten beim Sprechen und hatte wenig zugehört; jetzt ließ er sich selten vom Gespräch hinreißen und verstand so gut zuzuhören, daß die Menschen ihm gern ihre innersten Geheimnisse mitteilten. . . . In seinen Beziehungen . . . zu allen Menschen, mit denen er jetzt in Berührung kam, gab sich ein neuer Zug Pierres kund, der ihm die Neigung aller Menschen eintrug. Das war die Anerkennung des Rechtes eines jeden Menschen, in seiner Weise zu denken, zu fühlen und die Dinge zu betrachten, und die Anerkennung der Unmöglichkeit, einen Menschen durch Worte von seiner Ueberzeugung abzubringen. Diese berechtigte Eigentümlichkeit jedes Menschen, die Pierre früher erregt und gereizt hatte, bildete jetzt die Grundlage der Teilnahme und des Interesses, die er an den Menschen nahm. Die Verschiedenheit, bisweilen der vollkommene Widerspruch der Anschauungen der Menschen mit ihrem Leben und unter einander machte Pierre Freude und rief bei ihm ein spöttisches und mildes Lächeln hervor.

Diese und frühere Proben zeigen auch deutlich, wie tiefdurchdrungen Tolstoi vom Individualismus ist, wie sehr ihm alles Eingreifen in die natürliche Entwicklung der Dinge, in das selbstbestimmte Handeln der Einzelnen zuwider ist: alles gewaltsame Eingreifen der Herrscher, Minister, Richter, Verwaltungsbeamten, der Aerzte, der Philanthropen, der Gebildeten. „Was geht es uns an, wie es dem Kaiser beliebt, im Staatsrat zu reden? Kann mich das alles glücklicher oder besser machen?" denkt Fürst Andrej bei den liberalen Versuchen Alexanders zu Anfang seiner Regierung. „Wo ein Gericht ist, ist auch Lüge," sagt der weise Platon Karatajew, und Pierre empfindet, als er verhört wird, wie das Gerichtsverfahren darauf angelegt ist, den Kern der Sache unberührt zu lassen und nach Aeußerlichkeiten zu suchen, an die das „Schuldig" angeknüpft werden kann. Die Hinrichtung seiner Mitverurteilten empfindet er als grausigen Mord. Auch die Einmischung der Aerzte in den natürlichen Verlauf der Krankheiten haßt Tolstoi. Pierre wird gesund, „obgleich die Aerzte ihn behandelten, ihm gar Ader ließen und ihm Arzneien zu trinken gaben." Und Napoleon läßt er sagen:

Da schwatzen sie von Arzneikunst. Eine schöne Kunst, wenn sie nicht einmal einen Schnupfen kuriren kann . . . Kuriren kann man überhaupt nicht. Unser Körper ist eine Lebensmaschine. Man lasse das Leben darin ungestört, mag es sich selbst verteidigen, und es wird mehr thun, als wenn ihr den Körper mit Medikamenten vollpfropft.

Ebenso wie gegen die Macht und ihren Gebrauch, das Herrschen, Richten, Kuriren u. s. w., zeigt Tolstoi auch in diesem Werke schon eine Verachtung gegen den Reichtum und seine Verwendung, die philanthropische nicht ausgeschlossen, zumal die Philanthropen in der Regel gröblich betrogen werden.

Ich habe Hunderte Rubel, die ich nicht gebrauche, und sie steht da in einem zerrissenen Pelze und späht mich so scheu an, dachte Pierre. Aber was würde ihr das Geld nützen? Kann es ihr Glück auch nur um die Breite eines Haars vergrößern, ihr die Ruhe der Seele geben? Kann irgend ein Besitz der Welt sie oder mich dem Bösen und dem Tode entziehen?

Und als Pierre im tiefsten Elend als Gefangner die zurückziehenden Franzosen begleitet, fühlt er am eignen Leibe täglich, daß der Reichtum sehr leicht zu vermissen, daß Armut keineswegs ein Unglück ist, wenn man nur die natürlichen menschlichen Bedürfnisse befriedigen kann. Er besinnt sich, daß er in seidnen Betten oft ebenso unbehaglich geschlafen hat, wie jetzt, wo er auf dem bloßen feuchten Boden liegt und nur eine Körperhälfte warm wird, daß er seinerzeit ebenso gelitten, wenn er die engen Ballschuhe auf die Füße zog, wie jetzt, da die Füße wund und mit Schorf bedeckt sind. Er findet das Pferdefleisch schmackhaft und nahrhaft, den Salpetergeruch des Pulvers,

das man statt des Salzes gebrauchte, angenehm, die Kälte erträglich; ja horribile dictu! „die Läuse, die ihn fraßen, wärmten seinen Körper." Nur die kranken Füße machten ihm anfangs not, aber wider Erwarten trugen sie ihn doch weiter.

Jetzt erst begriff Pierre die ganze Stärke menschlicher Lebenskraft und die dem Menschen eingepflanzte erlösende Kraft der Ablenkung der Aufmerksamkeit, die jenem erlösenden Ventil in den Dampfkesseln gleicht, das den überflüssigen Dampf hervorläßt, sobald seine Dichtigkeit eine bestimmte Norm überschreitet. Er hatte weder gesehen, noch gehört, wie man die zurückgebliebnen Gefangnen erschossen hatte, obwohl schon mehr als hundert von ihnen auf diese Weise ihr Ende gefunden hatten. Er dachte nicht an Karatajew, der mit jedem Tage schwächer wurde und offenbar sehr bald demselben Schicksal entgegen ging. Noch weniger dachte Pierre an sich. Je schwieriger seine Lage wurde, je schrecklicher die Zukunft war, desto unabhängiger von der Lage, in der er sich befand, kamen ihm die freudvollen und beruhigenden Gedanken, Erinnerungen und Vorstellungen.

Den Schritt, freiwillig auf die Dauer das Leben des Reichen aufzugeben, als Armer und wie ein Armer zu leben, macht Graf Pierre Besuchoj noch nicht. Dazu sollte sein Original, Graf Tolstoi, erst später gelangen. Aber auf dem Wege zu diesem Ziele war er doch schon, als er vor einem Vierteljahrhundert sein großes Werk „Krieg und Frieden" schrieb.

Bde

Allgemeine Ehrennotwehr gegen Aeußerungen des Geistlichen im Gottesdienste?

Bekanntlich hat das Reichsgericht mit seiner Entscheidung vom 24. November 1890 in kirchlichen Kreisen kein geringes Aufsehen erregt. Paragraph 167 des deutschen Strafgesetzbuchs sichert durch Androhung von Gefängnisstrafe bis zu drei Jahren den Gottesdienst aller im Staate bestehenden Religionsgesellschaften, aller Kirchen und Betsäle vor Lärm und Unordnung als vorsätzlicher Verhinderung oder Störung derer, die zu ihrer Erbauung oder zu gottesdienstlichen Verrichtungen versammelt sind. Und dennoch will unser höchster Gerichtshof unbeschränktes Notwehrrecht als Grund, der jegliche Bestrafung ausschließt, auch dem bewilligen, der in der Kirche den Geistlichen zu hindern versucht, mit beleidigenden Aeußerungen fortzufahren, obwohl dieser Versuch mit einer Störung des Gottesdienstes auf das engste zusammenhängt. Schon die dritte ordentliche Generalsynode der evangelischen Landeskirche Preußens stellte im November 1891 den Fall zur Erörterung und überwies dem Oberkirchenrat eine Eingabe, die Ehrennotwehr gegen predigende Geistliche für unzulässig erklärt sehen wollte, „um den wichtigen Gegenstand im Benehmen mit der Königlichen Staatsregierung in weitere Erwägung zu nehmen." Da ruht sie nun mit so mancher andern, besorgt und aufgehoben auf unbestimmte Zeit oder noch länger. Aber die Frage bleibt aufgeworfen, Wissenschaft und ausübende Rechtsgelehrsamkeit haben sich ihrer bemächtigt, und wir ergreifen gern die Gelegenheit, an die lesenswerte Schrift von Leopold Bauke: „Die Zulässigkeit der Notwehr gegenüber beleidigenden Aeußerungen seitens der Geistlichen während des Gottesdienstes" (Berlin, 1894, Carl Heymanns Verlag) einige Ausführungen zur Sache anzuknüpfen. Dies um so lieber, als wir in wesentlichen Dingen mit der fleißigen Arbeit des Verfassers übereinstimmen.

Wir geben natürlich mit der Generalsynode den besondren Fall völlig preis, der bis vor das Reichsgericht gebracht wurde; denn wer als Geistlicher auf der Kanzel vom Gestank der Gottlosigkeit, von Knechten des Teufels, ekelhafter Heuchelei sprach, hat ohne allen Zweifel nicht bloß gegen den guten Geschmack und würdigen Ton gesündigt, sondern auch das Rügerecht unzweifelhaft überschritten, das jedem Geistlichen in Ausübung seines Berufs zusteht und den Schutz des bekannten Paragraphen 193 des Strafgesetzbuchs genießt, wenn nicht die Absicht zu beleidigen aus der Form der rügenden Aeußerung oder aus den Umständen, unter denen sie geschah, hervorgeht. Schon ein altes deutsches Rechtssprichwort lautet: Wer einen schilt, der es verdient hat, bleibt ungestraft, und ein andrer: Niemand hat Klage über wahre Rüge. Jedoch ein „Recht zu Ehrenkränkungen" das das Reichsgericht dem Geistlichen noch besonders absprechen zu müssen geglaubt hat, wird kein Verständiger behaupten oder in Anspruch nehmen, wohl aber das Recht ernster Ermahnung und kräftigen, auch deutlichen Tadels. Die heutige Ueberempfindlichkeit, an der wir wohl alle kranken, mag davon wenig erbaut sein und sich lieber jenen geselligen landläufigen Halbwahrheiten und ganzen Unwahrheiten zuwenden, mit denen der Weg zum Himmel nun einmal nicht gepflastert werden kann. Wer das Recht und die Pflicht hat, „einem die Wahrheit zu sagen," wie der Geistliche, von dem bekommt man nach dem Sprachgebrauch notwendig auch Unangenehmes zu hören, und nur bei einzelnen bevorzugten Salonpredigern mag von vornherein volle Gewähr dafür vorliegen, daß ihre Rede allzeit sanft und angenehm fließt. Sie brauchen sich um Ehrennotwehr nicht zu kümmern. Anders jene, die als Geistliche im Amte den Kampf mit den Lastern unsrer Zeit und mit ihrer aufdringlichen Selbstgefälligkeit, wo immer sie zu Tage tritt, freimütig aufnehmen, sie bedürfen allerdings der Vorsicht und des Schutzes.

Ziemlich verfehlt ist der Vergleich zwischen den Aeußerungen eines Geistlichen auf der Kanzel oder am Altar und denen eines Vorsitzenden im Gerichtssaale, ganz unbegründet die Behauptung, der Angeklagte sei gegen Beleidigungen vom Gerichtstische aus viel dringender zu schützen als der Zuhörer in der Kirche vor dem ausfälligen Geistlichen. Die öffentliche Gerichtsverhandlung erfreut sich eines so ausgezeichneten Schutzes nicht, wie die Andacht der versammelten Gläubigen ihn in Paragraph 167 des Strafgesetzbuches besitzt. Die sogenannte Sitzungspolizei liegt zunächst in der Hand des Vorsitzenden, wer seinen zur Aufrechterhaltung der Ordnung erlassenen Befehlen nicht gehorcht, sei er Angeklagter, Zeuge, Sachverständiger oder einfacher Zuhörer, verwirkt eine Ordnungsstrafe und kann durch Gerichtsbeschluß im schlimmsten Falle doch nur zu einhundert Mark Geldstrafe oder zu drei Tagen Haftstrafe gelangen, beides, trotz offner Beschwerde, auf dem Fleck vollstreckbar. Im übrigen unterliegen Störungen gerichtlicher Verhandlungen schlechthin den allgemeinen Regeln über groben Unfug u. s. w. Was aber den Vorsitzenden betrifft, der kraft seines Amtes dem Angeklagten in der unzweideutigen, kräftigen Sprache der Strafgesetze die nötigen Vorhaltungen zu machen hat, so wird er es weder hindern können noch wollen, daß von der Anklagebank aus die Verteidigung mit entsprechender Entschiedenheit geführt werde. Wie oft behaupten nicht Angeklagte, wenn ihnen frühere Bestrafungen vorgehalten werden, damals unschuldig bestraft worden zu sein! Im Rechte der Verteidigung ist diese Schutzbehauptung begründet, zu einem Geständnisse ist der Verbrecher niemals verpflichtet, nicht einmal dazu, eine rechtskräftige Verurteilung als gerechte Strafe anzuerkennen; er muß sich ihr thatsächlich fügen, aber neu angeklagt darf er das alte Urteil schelten, wenn er nur sich besondrer Beleidigungen seiner Richter enthält. Umgekehrt muß er sich vom Vorsitzenden und vom Staatsanwalte mit Vermeidung aller verbindlichen Formen ins Verhör nehmen lassen; er sieht sich vor Fragen gestellt, die am andern Orte oft ohne weiteres als Ehrenkränkungen sich darstellen würden. Und dennoch haben auch im Gerichtssaale diese Befugnisse ihre Grenzen, zu Schimpfworten darf es niemals kommen. Wenn gegen solche der Angeklagte sich mit gleichen verwahrte und verteidigte, wen träfe die Schuld? Auch der Angeklagte behält seine Ehre, und es ist undenkbar, daß ihm Ehrennotwehr versagt bliebe. Ist nicht zunächst die Würde der öffentlichen Verhandlungen in die Hand der Vorsitzenden, die Würde und Andacht des öffentlichen Gottesdienstes in die Hand der Geistlichen gegeben? bewahret sie!

Rechtlich ist vor allem zu erwägen, ob im Falle der Notwehr der Angegriffne Rechtsgüter nicht nur des Angreifers, sondern auch Dritter verletzen darf, die unbeteiligt an dem Angriffe sind. Ganz richtig wird betont, daß das Reichsgericht diesem ernsten Bedenken nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt habe. Die vielerörterten Grenzen zwischen Notwehr und Notstand gilt es hier festzulegen. Paragraph 54 des Strafgesetzbuchs lautet: „Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn die Handlung außer dem Falle der Notwehr in einem unverschuldeten, auf andre Weise nicht zu beseitigenden Notstande zur Rettung aus einer gegenwärtigen Gefahr für Leib oder Leben des Thäters oder eines Angehörigen begangen worden ist." Also schafft eine gegenwärtige Gefahr nur für die Ehre den Not-

stand. Professor Binding sagt in seinem Lehrbuch des Strafrechts wohl zu allgemein, wenn zur Notwehr die Verletzung von Rechtsgütern eines andern als des Angreifers, der etwa fremde Waffen führte, erforderlich sei, so träfen Notwehr und Notstandslage zusammen, und statthaft sei dann auch alles, was zur Notwehr erforderlich gewesen, möchten auch Dritte dabei in ihren Gütern mitverletzt sein. Es ist hier nicht der Ort, uns an dem noch nicht ausgetragnen Kampfe der Lehrmeinungen zu beteiligen. Soviel ist klar, gegenüber den übrigen Zuhörern in der Kirche, die ihm nichts zuleide gethan, hat sich in unserm Falle der Störer nicht in der Notwehr, sondern allenfalls im Notstande befunden. Denn sie waren unschuldig an dem Angriff auf seine Ehre. Trotzdem müssen sie alle sich die Störung ihrer Andacht gefallen lassen und sich des mit strenger Strafandrohung ausgesprochnen staatlichen Schutzes ihres Gottesdienstes begeben, nur damit der eine seine Ehre verteidige! Wahrlich, man braucht nicht mit Falstaff (König Heinrich IV., erster Teil, fünfter Akt, erste Szene) verächtlich von der Ehre zu sprechen und wird doch anerkennen müssen, daß hier ein schreiendes Mißverhältnis obwaltet, wenn eben die Ansicht des Reichsgerichts die herrschende würde und bliebe.

Daß bei der Notwehr ein gewisses Verhältnis zwischen dem angegriffnen und dem verletzten Rechtsgut nicht zu fordern sei, ist mit verschwindenden Ausnahmen der Standpunkt der neuern Strafrechtslehrer; ihn teilt das Reichsgericht. Und doch gilt auch hier der Spruch: summum jus summa injuria, d. h. mit Anwendung auf unsern Fall: die Notwehr als Rechtsdurchsetzung auch bei dem größten Mißverhältnis zwischen den sich gegenüberstehenden Rechtsgütern zugelassen, wird zum Unrecht und stört die allgemeine Rechtsordnung. Das Strafgesetzbuch hat es unterlassen oder vermieden, ausdrücklich die Ausübung der Notwehr auch dann für rechtmäßig zu erklären, wenn dadurch unbeteiligte Dritte vorsätzlich verletzt würden. Nun verlangen aber die Bestimmungen über die Notwehr schon als Abweichungen und Ausnahmen von den allgemeinen Regeln, die das Strafrecht beherrschen, eine Auslegung, die einschränkt, anstatt auszudehnen. Wenn aber jene laute Unterbrechung des predigenden Geistlichen in der Kirche mit der Störung des Gottesdienstes als unmittelbarer Folge nicht nach Notwehrrecht geschützt war, so würde sie höchstens als im Notstand verübt nach Paragraph 54 des Strafgesetzbuchs zu beurteilen sein, der, wie bemerkt, was zur Rettung aus einer gegenwärtigen Gefahr für die Ehre des Thäters begangen worden ist, der Bestrafung nicht entzieht und außerdem voraussetzt, daß der Notstand auf andre Weise nicht zu beseitigen gewesen wäre. Ert

---

Der fünfte Evangelisch-soziale Kongreß

1

Ein Wort über den Evangelisch-sozialen Kongreß zu sagen hat diesmal für mich seine besondern Schwierigkeiten. Geschäftliche und amtliche Abhaltungen haben mich gehindert, ein so aufmerksamer Zuhörer zu sein wie sonst; mit dem Auge des Einheimischen sieht man vieles anders als mit dem des Fremden; und nun obendrein, indem ich dies schreibe, nimmt der sich an den Kongreß anschließende Konvent evangelischer Studenten auch noch die etwa übrig gebliebnen Geisteskräfte mit in Anspruch. Umso mehr darf ich hoffen, daß man meinem Bericht alles zu gute halten wird, was auf persönlichem Eindruck und Urteil beruht; erzählen wird ja nebenher die Chronik, wie es denn auch die Tagespresse bereits reichlich gethan hat.

Aeußerlich angesehen kann man gewiß von einem schönen Erfolg reden. Unsre Einnahmen betrugen 2667 Mk.; etwa 1500 Personen sind in den Hauptversammlungen ab und zu gegangen. Daß es nicht nur Pastoren waren, wird die Präsenzliste ausweisen, die allerdings die „Zuhörer" leider nur zum geringen Teile umfassen wird. Die große Masse bildeten die auswärtigen Gäste; Frankfurt selbst war aber doch in Anbetracht des Charakters unsrer kongreßgewohnten Stadt (gleichzeitig tagten hier noch zwei andre Vereinigungen) und in Anbetracht der Pfingstferien ansehnlich vertreten.

Ich zweifle auch nicht, daß man von einem großen innern Erfolg reden darf. Direkt religiöse Wirkungen zu erwarten hat meines Erachtens niemand bei solchem Kongreß das Recht; daß doch die Herrlichkeit und Verheißung unsers Glaubens auch bei solcher Gelegenheit manchem mag zum Bewußtsein kommen, darf man unserm Gott zutrauen, so gewiß sie da durch Gedanken und Personen und das Ringen der Geister lebendig hindurchleuchtet. Aber ein Kongreß ist kein Bethaus, zumal ein evangelisch-sozialer nicht. Hier will das Evangelium mit irdischer Vernunft, irdischer Erfahrung, irdischem Idealismus zusammen auf den Plan treten. Hier soll auch der Wahn und der Irrtum sein relatives Recht haben, sofern er nur bereit ist, letztlich sich vor der ewigen Wahrheit zu beugen. Daß eine gewaltige Summe von Geist und Kräften hier vereinigt gewesen ist, wird, denke ich, niemand leugnen. Der Evangelisch-soziale Kongreß darf sich in dieser Beziehung getrost mit allen den mannigfachen Versammlungen messen, die unser Vaterland auf kirchlichem oder sozialem Gebiete jahraus jahrein erlebt, und die allesamt — der Einzelne mag sich davon zurückhalten, wie er will — eine notwendige Lebensäußerung unsrer Nation und unsrer Kirche darstellen.

Rein ästhetisch genommen war dieser fünfte Kongreß mehr als einer der frühern ein Kunstwerk. Am ersten Vormittag Cremers Rede über die soziale Frage und die Predigt, die den Versammlungen die religiöse Weihe gab, die durch Göhres und Professor Webers weitgreifende Referate bedingte leidenschaftliche Verhandlung über die Lage des ländlichen Arbeiterstandes und über den Großgrundbesitz im Osten, am selben Abend das Zusammensein der Kongreßbesucher mit unserm Evangelischen Arbeiterverein; am zweiten Vormittag die durch Kulemanns Verdienst so gründliche und sachliche Verhandlung über die Gewerkschaften, wo wieder die verschiednen Meinungen trefflich zum Ausdruck, Fachgelehrte und Arbeiter erfreulicherweise mehr als die Pastoren zu Worte kamen — und hieran unmittelbar sich anschließend der Vortrag Harnacks über das evangelisch-soziale Problem im Lichte der Kirchengeschichte: das alles vor einem im Kern nicht wankenden und nicht weichenden Publikum, das mit seinem Beifall gewiß oft zu laut und freigebig war, aber so doch mit süddeutscher Lebhaftigkeit einen für die Stimmung wertvollen Konnex zwischen Rednern und Zuhörern herstellte; endlich hierzu der vorbedeutende Zwischenfall am Anfang und der hochdramatische, jedem der Anwesenden gewiß unvergeßliche und in Berichten nur schwer wiederzugebende Schluß — — ich meine, daß im Urteil über dieses Ganze als Kunstwerk alle Besucher des Kongresses einig sein könnten.

Was den Gehalt der Reden und Gegenreden anlangt, so möchte ich den sehen, der mit allem zufrieden sein wollte. Die nicht Wenigen, denen alles Zusammentagen verschieden gerichteter Geister ein Greuel ist, werden aus diesem Kongreß neue Argumente für sich schöpfen. Aber so gewiß es etwas Großes ist um ein Zusammensein in völliger Geistesgemeinschaft, so wenig sehe ich größern Segen bei den Parteitagen in unsrer Kirche als bei diesem aus den verschiedenartigsten Elementen gemischten Kongreß. Und daß mancher treue Mann Anstoß genommen hat an manchem kecken Wort, besonders nach der sozialistischen Seite hin, glaube ich gern; aber wozu ist der Kongreß da? Muß er nicht auch solche Aussprache vertragen? Die Vogelstraußpolitik ist für Regierungen und für Kirchenregierungen wie für ganze Stände und Richtungen die allerschlechteste, zumal in unsrer Zeit.

Zweimal platzten die Geister auf einander, und bei ungeschickter Leitung, die glücklicherweise unserm bewährten Präsidenten Nobbe unmöglich ist, hätte es für den Kongreß verhängnisvoll werden können. Jahresberichte pflegen sonst mit stiller Resignation hingenommen zu werden. Diesmal lief es anders. Der Generalsekretär hatte u. a. mitgeteilt, daß der Ausschuß auch den weiblichen Mitgliedern volle Gleichberechtigung innerhalb des Kongresses zugesprochen habe, insbesondre also auch das Recht mitzustimmen und öffentlich mitzureden, daß er sogar beschlossen habe, zum Zeugnis seines Interesses für die Frauensache eine oder mehrere Frauen in den (aus rund sechzig

Personen bestehenden) Ausschuß (nicht also in das Aktionskomitee) zu wählen. Diese Mitteilung rief den Professor v. Nathusius auf den Plan, der dagegen schlechthin Protest erhob und sogar mit dem Ausscheiden seiner Gesinnungsgenossen aus dem Kongreß drohte. Daß es an solchen nicht fehlte, die ihm zustimmten, bewies der Beifall, den er fand; doch war ohne Zweifel die Menge derer, die den Gegenrednern zuklatschten, größer. Der Vorsitzende nahm den Protest zu Händen des Ausschusses entgegen und sprach die Erwartung aus, daß er infolge dieses Zwischenfalls jedenfalls diesmal nicht in die Lage kommen würde, einer Frau das Wort zu erteilen. Die Sache wird auch uns weiter beschäftigen; nach dem, was wir sonst zur Frauenfrage geschrieben haben, wissen unsre Leser und Leserinnen, auf welcher Seite wir stehen.

Den andern Zwischenfall hatten wir kurz vor Schluß des Kongresses. Oder vielmehr ein Gedränge von Zwischenfällen. Nach Harnacks fast zweistündigem Vortrage war es der Wunsch vieler, daß eine Diskussion nicht stattfinden möge. Immerhin würde es dem Charakter des Kongresses meines Erachtens nicht entsprechen, wenn ein solches Abschneiden der Verhandlung nach einem gehörten Vortrag von der Leitung vorgeschlagen oder auch nur begünstigt würde. Nun war es aber schon ein Verhängnis, als nach dem so gehaltvollen und fesselnden Referat Harnacks als erster Redner ein Herr auftrat, der — ich zitire nach der Frankfurter Zeitung — nach seinem eignen Bekenntnis nur „einige unbedeutende Bemerkungen" zu machen hatte, „weil er sich doch gestern zum Worte gemeldet habe." Er sei „seit seiner Konfirmation nicht aus der Gnade gewichen" u. s. w. Dieser Herr mußte unter dem immer lauter anschwellenden Unwillen der Versammlung schließen. Es sollte noch ganz anders kommen. Pfarrer Weicker aus Großrohrheim im Großherzogtum Hessen bestieg die Tribüne und erhob nach etlichen wenig beachteten, mir jedenfalls entgangenen Worten plötzlich Anklage: Professor Harnack habe noch nicht Kirchenbuße gethan für das von ihm gegebne Aergernis. Die Wirkung war eine unbeschreibliche. In dem Protest der tieferregten Versammlung gingen die Worte des Vorsitzenden unter; der Redner verließ die Tribüne; man glaubte, es sei ihm das Wort entzogen, aber der Vorsitzende erklärte, daß er ihn nur für den Fall, daß er solchen Angriff wiederhole, damit bedroht habe: „Aussprüche wie den, daß Professor Harnack Kirchenbuße zu thun habe, dulde ich nicht in dieser Versammlung!" Die Zustimmung war stürmisch und allgemein. Der Redner begehrte nicht fortzufahren. Nun hatte Herr von Egidy das Wort. Er holte weit aus, und es war klar, was er wollte. Er wollte dem Kongreß ein warmes Wort seiner Zustimmung sagen und, man begreift das, vor Gegnern und Freunden es aussprechen, wie er bei seiner Stellung dazu komme, hier zu sein und zuzustimmen. Es war peinlich, daß der Vorsitzende ihn binnen kurzem zweimal unterbrechen und zum engsten Anschluß an den verhandelten Gegenstand mahnen mußte, und es war zu viel, daß er hierzu bemerkte: man kenne des Redners Standpunkt „zur Genüge und Uebergenüge." Gerade wegen der sonst so überaus glücklichen Leitung, der ebenso entschiednen wie liebenswürdigen Art unsers Herrn Präsidenten mußten wir diese auf Frankfurt jedenfalls viel weniger als auf Berlin zutreffende Bemerkung bedauern und konnten der Art, wie von Egidy sie hinnahm, unsre Sympathie nicht versagen.

Aber die Spannung und Erregung der Versammlung, die sich in unserm Präsidenten konzentrirte, war in jenem Augenblicke eine außerordentliche. Sie vertrug kaum noch eine Steigerung, sondern verlangte Lösung. Hofprediger Stöcker erhielt das Wort. Er sprach kurz. Was er sagte, kann ich nicht aus dem Gedächtnis wiedergeben, nur das weiß ich, daß er in Anknüpfung an den Schluß von Harnacks Vortrag es aussprach, wie auch das vorhin Erlebte uns zeige, wie „händeringend notwendig es sei, daß Christentum und Bildung mit einander Hand in Hand gingen." Die Versammlung verstand seine Rede als eine vollkommne Sühne für das Vorhergegangne und dankte ihm mit jubelndem Beifall.

Ich muß hier noch ein Wort über jenen hessischen Pfarrer sagen. Das Präsidium hat ihm gegenüber gehandelt, wie der

Gemeingeist des Kongresses es forderte. Daraus folgt nicht, daß wir den Betroffenen irgend in dem Maße verurteilten, wie die ganze Versammlung im gegebnen Augenblick seine Bemerkung verurteilte. Ich bezweifle gar nicht, daß der Mann einer innern Nötigung folgte, Zeugnis gegen Harnack abzulegen, und glaube es gern, wenn mir versichert wird, daß er der beste Mensch von der Welt ist. Unzählige haben so Zeugnis abgelegt auf dem Papier, er hat sich im Gewissen getrieben gefühlt, es Auge in Auge zu thun. Der geistesmächtige Vortrag, der gewaltige Beifall haben es ihm erst recht zur Pflicht gemacht, Harnack zur Buße zu rufen. So und nicht anders hat man den Mann zu beurteilen. Dabei bleibt es unsereinem unbegreiflich, wie jemand den Vortrag Harnacks hat hören können, ohne herauszuhören, daß er den Glauben nicht nur kennt, sondern auch hat. Aber vielleicht hat jener Pfarrer auch davon etwas gespürt und in der Hoffnung gehandelt, daß eben darum ein Bußruf in dieser Stunde die rechte Wirkung thun könne. Ich fürchte nur, daß er und die Unversöhnlichen unter seinen Gesinnungsgenossen mit der Forderung solcher „Kirchenbuße" sehr weit neben die Buße treffen, die unser Herr Christus von uns allen fordert, und zu der wir uns immer mahnen lassen sollen.

Harnacks Schlußwort war kurz. Er durfte sich begnügen, dem zuzustimmen, was Stöcker gesagt hatte. Alles das folgte Schlag um Schlag auf einander, schneller als es sich erzählen läßt. Der erste Schrecken über das Unerwartete war groß. Doch wich er von Minute zu Minute immer mehr einer tiefen Befriedigung darüber, wie auch er zum Besten dienen mußte. Die schönsten Harmonien gehen aus Dissonanzen hervor. Die gemeinsame Abwehr des Erlebten hat die im Kongreß Verbundnen zur fernern Gemeinschaft gestärkt. Und gewiß haben alle Anwesenden so innig wie nur je eingestimmt, als nach den üblichen Schluß- und Dankesworten wir das Ein feste Burg ist unser Gott mit einander sangen.

Dies vom Verlauf des Kongresses. Das nächste Mal von den dort verhandelten Sachen. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 21 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Gesucht für einen jungen Theologen mit bescheidenen Ansprüchen zu sofort eine **Hauslehrerstelle**, die ihm Zeit läßt, sich zu Ostern auf sein erstes theol. Examen vorzubereiten. — Pastor Walbaum, Isenbüttel, Pr. Hann.

Soeben erschienen:
Naumann, Pf. Fr., **Was heißt Christlich-sozial?** 1.40
v. Frank, Geh. R. Prof. D., **Geschichte und Kritik der neueren Theologie, insbesondere der systematischen, seit Schleiermacher.** Hrsg. v. P. Schaarschmidt. 5.60, eleg. geb. 7.—
Kähler, Prof. D. M., **Der lebendige Gott.** Fragen und Antworten von Herz zu Herz. 1.20
A. Deichert'sche Verlhdlg. **(G. Böhme)**
Leipzig

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

In unserm Verlage ist erschienen und wird franko versandt:
Wo ist dein Bruder Abel?
Eine Sammlung Missionspredigten namhafter Kanzelredner d. Gegenwart (Schloßpred. Schubart, Ballenstedt — Hofpred. Stöcker, Berlin — Generalsup. D. Teichmüller, Dessau — Superintend. Hoffmann, Coethen — Pfarrer von Seydewitz, Leipzig — Superintendent Richter, Zerbst — Konsistorialrat Werner, Dessau.
Herausgegeben von
O. Pfennigsdorf, Diakonus
und **E. Stier**, Diakonus
Preis 80 Pf.
Schriftenniederlage des ev. Vereinshauses (A. Haarth), **Coethen** (Anh.)
Auch durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Gegen den Materialismus

Der zwischen Theismus und Materialismus entbrannte und wohl noch lange nicht ausgefochtene Kampf, der sich auf die wichtigsten Fragen der Menschheit bezieht und nicht bloß wissenschaftliche, sondern vor allem die höchsten religiösen Probleme berührt, erfordert ganz besonders in unsrer Zeit, die auch in andern Gebieten sich vom Frieden loszulösen und rein materiellen Grundsätzen zu huldigen liebt, eine intensive Kraft des Nachdenkens, um keine der geistigen Waffen, die hier nötig und nützlich sind, zu übersehen. Die Beweise für das Dasein Gottes, wie sie früher die sogenannte „natürliche Theologie“ aufzustellen pflegte, genießen bei sehr vielen unter den Gebildeten aller Kreise leider ein geringes Ansehen. Die materialistische Weltanschauung hat gegen sie die heftigsten Angriffe gerichtet und behauptet, daß die Beweise durch die Ergebnisse moderner Forschung vernichtet seien, wodurch sogar vielfach Freunde einer theistischen Weltanschauung sich haben schrecken lassen und in ihrer Position schwankend geworden sind. Dies ist eine Uebereilung. Der heutige Stand der Wissenschaft nötigt weder, noch berechtigt dazu. Zu diesem Resultate gelangen wir durch die Lektüre eines jüngst aus dem Englischen ins Deutsche übersetzten Buche von J. H. Kennedy.*) Seine Grundanschauung formulirt der Verf. S. 5: „So weit auch die Wissenschaft ihren kühnen Flug ausdehnen mag, sie hat es überall mit einem Kosmos, nirgends mit einem Chaos zu thun.“

Mit Recht hat der gelehrte und scharf denkende Verfasser sich vor allem mit Du Bois-Reymond beschäftigt, weil dieser nicht bloß der bedeutendste, sondern, wie es nach seinen letzten Werken scheint, auch der aufrichtigste Vertreter der materialistischen Weltanschauung ist. „Treffend und überzeugend zeigt der Verfasser, indem er uns in klarer und sicher fortschreitender Darstellung alles Für und Wider vorführt, daß dem gehaltlosen, unbefriedigenden Pyrrhonismus, in den jener Gelehrte zu versinken fürchtet, und der in der That die Konsequenz der automatischen Weltanschauung des Materialismus ist, der Glaube an eine schaffende und zwecksetzende Gottheit nicht bloß dem Wunsche, sondern auch der Logik nach vorgezogen werden muß, und daß die von Du Bois-Reymond als »rettende Planke« ergriffne Darwinsche Zuchtwahl wohl viele einzelne Erscheinungen, keineswegs aber alle, am wenigsten das Schöne und Erhabne in der Welt erklären kann. Treffend bemerkt er gegen Lange, der jede Möglichkeit einer Einwirkung des Willens auf die Materie und auf das Geschehene leugnet, daß, wenn dies so wäre, alle kleinen und großen Ereignisse der Weltgeschichte, alle Fortschritte, Erfindungen u. s. w. hätten geschehen können, ohne daß irgend ein Mensch sich dessen bewußt oder irgendwie im Gemüte dadurch erregt war. Eingehender hätte nach unsrer Ansicht das Kapitel über die Willensfreiheit, einen der wichtigsten Punkte in der ganzen Streitsache, behandelt werden können; höchst befriedigend ist aber dann wieder der über Kant und den moralischen Gottesbeweis handelnde Abschnitt, in dem die von Kant entschieden verworfne Untrennbarkeit des theoretischen und des praktischen Gottesglaubens klar nachgewiesen wird. Das vortreffliche Buch wird den Bekennern des Theismus sehr willkommen und lehrreich sein, es darf und wird aber auch von den Gegnern gewiß nicht unbeachtet gelassen werden.“

„Dieses vortreffliche und anziehende Büchlein,“ schreiben die Grenzboten jüngst, „empfehlen wir den Lesern und verraten vom Inhalt weiter nichts, als daß der Verfasser unter anderm das Schöne in der Natur höchst glücklich zur Widerlegung des Darwinismus verwendet.“

Die deutsche Uebersetzung hat sich der Sprech- und Denkweise des gelehrten englischen Verfassers mit so glücklichem Verständnis angepaßt, daß man bei der Lektüre des Buches durchaus nicht den Eindruck einer Uebersetzung, sondern eines Originalwerkes erhält. Wir machen die Leser der Christlichen Welt auf die ganz hervorragende Schrift hiermit noch besonders aufmerksam und geben hier zur bessern Orientirung den Inhalt derselben wieder.

*) Gottesglaube und moderne Weltanschauung. Von J. H. Kennedy. Mit einer Einführung von O. Zöckler. XVI, 214 S. 8°. 4 Mk., geb. 5 Mk. (Verlag von Reuther & Reichard in Berlin.)

Inhalt:

I. **Das Veto des Positivismus** — Moderne Angriffe auf den Glauben an einen persönlichen Gott — Theologie und die Grenzen der Erfahrung — Comte — Positivismus und Naturwissenschaft — Der Begriff ‚Erfahrung‘. II. **Die Zweckordnung in der Natur und das Kausal-Gesetz** — Die mechanische — Cartesius Automatenlehre — Weltanschauung — Ihre Grenze — Cartesius — Natürliche Kausalität und die Thatsachen des menschlichen Bewußtseins — Clifford — Du Bois-Reymond über die Schranken des naturwissenschaftlichen Erkennens — Die ‚Welträtsel‘ und der Supernaturalismus — Laplace — Der Idealismus als Konsequenz des extremen Materialismus — Berkeley — Herbert Spencer — Häckels Theorie über die Atome — Darstellung der materialistischen Weltanschauung durch Lange — Automatismus und geistige Kausalität — Leibniz — Materialismus und Idealismus in ihrem Verhältnis zur wissenschaftlichen Forschung — Huxley, Hume — Dieselben vor dem Forum des vernünftigen Denkens — Du Bois-Reymond — Spencer — Bain — Das Geheimnis unsers Erkennens und das unsers Handelns — Folgerung aus der kausalen Kraft des menschlichen Willens. III. **Die Zweckordnung in der Natur und die natürliche Zuchtwahl** — Der Monismus und die Theologie — Der physiko-theologische Beweis und das Gesetz von der Unsterblichkeit der Kraft — Der Zweckbegriff als wirkende Ursache — Teleologie im Verhältnis zu der Selektions-Hypothese — Angriffe auf die Zweckmäßigkeit in der Natur — Helmholtz über das Auge — Zwei Schlüssel zu dem Welträtsel. IV. **Das Schöne und Erhabne** — Handeln nach Zweckbegriffen als Ursache von Schönheit — Darwins Erklärung für das Schöne in der Natur — Einwände Kants gegen die Teleologie des Schönen. Kritik derselben — Tyndall — Theorien von Kant und Burke über das Erhabne. Kritik derselben — Verhältnis zwischen Schönheit und Erhabenheit — Bereicherung der Teleologie durch die moderne Wissenschaft — Tyndall: Welt ohne Aetherschwingungen — Schluß aus dem Schönen und Erhabnen auf einen ordnenden Verstand. V. **Determinismus und Wille** — Butlers Stellung zum Fatalismus — Ansprüche des heutigen Determinismus — Der Determinismus in der Ethik — Sidgwick — Materialismus und Determinismus — Die Erhaltung der Energie und die Thätigkeit des menschlichen Willens — Graham — Das Gewissen im Verhältnis zu der Evolutionstheorie — Widerspruch des Determinismus zu der thatsächlichen Einrichtung der Natur. VI. **Kant und der moralische Gottesbeweis.** Bedeutung und Schranken des moralischen Beweises nach Kant — Verbindung zwischen den Argumenten der theoretischen und der praktischen Vernunft — Das Problem des Uebels — Theorie Mills — Der Anthropomorphismus in der Gotteserkenntnis — Fiskes und Salmons Theismus — Falscher und berechtigter Anthropomorphismus — Relativität und Realität der menschlichen Gotteserkenntnis.

Reuther & Reichard, Verlagsbuchhandlung in Berlin SW.

Soeben erschienen:

von Starck, Pastor, **Palästina und Syrien** vom Anfang der Geschichte bis zum Siege des Islam. Lexikalisches Hilfsbuch für Freunde des heiligen Landes. Gr. 8°. VIII., 168 S. M. 4.50

Knoke, D. K., ord. Professor in Göttingen, **Grundriss der Pädagogik** und ihre Geschichte seit dem Zeitalter des Humanismus. Vom evangelischen Standpunkte dargestellt. VIII, 226 S. gr. 8°. M. 4.—, in Kalikoband M. 5.—

Kamphausen, D. Adolf, ord. Professor in Bonn, **Die berichtigte Lutherbibel.** Rektoratsrede mit Anmerkungen. Gr. 8°. 66 S. M. 1.50

Simons, Lic. **Ed.**, Privatdozent in Bonn, **Eine altkölnische Seelsorgergemeinde** als Vorbild für die Gegenwart. Antrittsvorlesung. 8°. 27 S. M. —.60

Neuester Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Hollensteiner, Weltelend und Welterlösung. Versuch einer Pneumatik. 10 M., geb. 12 M.

Green, W. H., Die Feste der Hebräer in ihrer Beziehung auf die modernen kritischen Hypothesen über den Pentateuch. A. d. Engl. v. O. Becher. 4 M.

Schäder, Lic. E., **Die Bedeutung des lebend. Christus** für die Rechtfertigung nach Paulus. 2,40 M.

Schmieder, D.-H. E., **Leben Jesu** von der Geburt bis zu der Rede Ev. Joh. 6. Aus d. Nachlaß. 1,60 M., geb. 2 M.

Zöckler, D. O., Der Dialog im Dienste der Apologetik. 1 M.

Harleß, Christliche Ethik. 8. Aufl. 9 M., geb. 10.50 M.

Schmid, H., Dogmatik. 7. Aufl. 7 M., geb. 8,50 M.

Jahrbuch, theologisches, auf das Jahr **1894.** Herausgegeben von J. Schneider. (Zugleich als II. Teil des „Amtskalenders f. ev. Geistliche“.) 2,40 M., geb. 3 M.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Gustav Schloeßmann in Gotha